

**Das Murmeltier mit dem Halsband
Tagebuch eines Philosophen**

von

Eugène Rambert

Aus dem Französischen übertragen

von

Alfred Graber

**München
Gesellschaft Alpiner Bücherfreunde**

1929

**Teil II
M.02.01.03.07 / M.058 – M.02.07.03.04b / M.163**

Zweiter Sommer

M.02.01.03.07 / M.058

Lawinenmond, *Letzter Tag des Vollmonds*. – Soll ich diese Enttäuschung und Erniedrigung erzählen? Ja, ich werde alles sagen.

Hundertmal ließ ich meinen Kopf sinken, hundertmal richtete er sich durch meine Willenskraft wieder auf. Es scheint aber, daß er einmal kraftlos auf meiner Brust liegen blieb, und daß ich auf dieses verfluchte und allzuweiche Heu sank...

Das Erwachen war langsam, mühselig, dämmerhaft. Ich schien aus einem Traum herauszutreten, der sogleich wieder begann. Plötzlich durchzuckte ein bestimmter Gedanke mein Gehirn, und mit einem Ruck war ich auf. Ein Lichtschein drang bis in die Tiefe meines Baues. – Es ist der Mond, denke ich, jetzt ist der Augenblick da! – Ich wische mir die Augen aus, um klarer zu sehen, und mache mich auf den Weg gegen die Tür meines Baues, indem ich den unterbrochenen Satz: "O Murmeltiere...", wieder aufnehme. Ich hatte nicht Zeit, ihn zu beenden. Schande, Schande, dreimal Schande! Es war heller Tag, und in der Tiefe rannten alle Murmeltiere auf den Futterplätzen umher. Die Lange Nacht war vorbei, und ich hatte geschlafen wie der große Haufe.

Was sage ich, ich hatte sogar noch länger geschlafen. Ich, ein Philosoph, der geschworen hatte, nicht zu unterliegen, ich erwachte als letzter.

M.02.01.04.01 / M.059

Erster Tag des letzten Viertels. – Es hat mich erleichtert, dieses Geständnis hier ohne Umschweife abzulegen.

Wie soll ich meine Gefühle ausdrücken, als ich sah, daß ich nicht träumte, und daß es wirklich die Sonne war? Ich hatte weniger gelitten, als ich bei den Menschen erwachte, ich hatte weniger gelitten, als ich mich von den Meinen verkannt und verjagt sah. Der Verlust meiner Frau und meiner Kinder war für mich weniger grausam. Ich kauerte in der Tiefe meines Loches, ich fühlte mich unwürdig, den Tag zu sehen. Ich wollte nicht essen und nicht trinken, obwohl ich undeutlich fühlte, daß ich sehr hungrig und sehr durstig war. Ich riß mir mit meinen beiden Pfoten Kopfhaare aus, ich schlug an meine Stirne, ich vollführte krampfartige Bewegungen und knirschte mit den Zähnen.

Wie lange dies dauerte? Ich weiß es nicht genau. Vielleicht drei Tage und drei Nächte.

Ein Gedanke rettete mich. Ich sagte mir, oder ich hörte vielmehr eine Stimme, die zu mir sagte: "Dies sei eine Lehre, mache sie dir zunutze."

Das werde ich tun, wenn die Götter mich am Leben lassen.

M.02.01.04.02 / M.060

Zweiter Tag. – Ich faßte also den Entschluß, weiterzuleben. Zum Leben muß man essen, und darum gehe ich jeden Tag wie die andern ins Weite, um mir Nahrung zu suchen.

Es ist eine mühselige Jahreszeit für dir Murmeltiere. Sie erwachen in einer Wüste inmitten der Langen Nacht. Sie haben Hunger und müssen lange Wanderungen unternehmen, um einen frischen Grashalm zu finden. Diese Reisen sind dieses Jahr besonders mühsam wegen des vielen Schnees, sie sind noch mühsamer für mich, weil ich so hoch oben und so weit weg wohne.

Dennoch wären mir diese Wanderungen eher angenehm und eine Zerstreuung, wenn ich nicht gezwungen wäre, meinesgleichen zu fliehen und ohne Unterlaß wie ein Übeltäter die verstecktesten Wege aufzusuchen. Man sah mich gestern aus der Ferne, und gleich zeigten Pfiffe meine Anwesenheit an. Darum grub ich mir auch keinen Zufluchtsort dort unten, wo das grüne Gras beginnt, wie wir es jeden Frühling zu tun pflegen. Ich steige lieber jeden Morgen bergab und kehre wieder in meine Einsamkeit zurück, wenn ich satt bin.

M.02.01.04.06 / M.061

Sechster Tag. – Ich kam spät und müde heim in den letzten Tagen. Heute habe ich einige Stunden für mich.

Die Beobachtungen bei meinem Erwachen waren fast nichtig: ganz unnütz die über mich selbst. Ich erhob mich zu plötzlich, und einmal draußen vor meinem Bau, in Gegenwart der Sonne, dachte ich nur noch an meine Niederlage. Ich verspürte kaum das Unbehagen, das für gewöhnlich unser Erwachen begleitet. Ich empfand weder Schwindel, noch hatte ich einen schweren Kopf. Wir brauchen eine schmerzliche Willensanstrengung, um wieder zu uns zu kommen, um uns von all diesem herbstlichen Fett zu befreien, das sich in Wasser verwandelt, und von dem einige behaupten, daß wir während des Schlafes der Langen Nacht davon leben. Es ist sehr wohl möglich, daß es einmal wie stets gewesen ist, aber ich erinnere mich an nichts. Ich erinnere mich nicht daran, unter einem Zucken oder Prickeln des sich erwärmenden Blutes gelitten zu haben. Ich litt unter einem Hungergefühl, aber erst am zweiten oder dritten Tage. Übrigens ertrinkt dies alles in der Schande dieses Erwachens.

Man muß, wie ich glaube, einen sehr losgelösten Geist haben, um sich selbst beobachten zu können. Am Morgen, im Augenblick des Erwachens, ist es noch schwieriger als abends beim Einschlafen. Abends ist der normale Zustand das Wachsein, über das der Schlaf langsam Macht bekommt. Während des Einschlummerns gibt es lichte Momente; in denen man den Schlaf kommen fühlt. Morgens ist es umgekehrt: der Normalzustand ist dann der Schlaf, und wenn der Kopf wieder klar genug ist, um beobachten zu können, ist man schon erwacht. Abends kann man den Beginn des Phänomens belauschen, morgens nur sein Ende konstatieren. Für die Wissenschaft wiegt das Ende den Anfang nicht auf. Den ersten Lichtschimmer muß man ergreifen.

Was ich in der Natur beobachtete, beschränkt sich auf zwei Dinge: auf die Sonne und auf den Schnee.

Die Sonne erhob sich viel höher als am letzten Tage vor der Langen Nacht. Als ich sie zum ersten Male aufgehen sah, drei oder vier Tage nach meinem Erwachen, stand sie schon so

hoch, daß sie sich nicht mehr hinter den Bergen versteckte. Sie würde in gewöhnlichen Zeiten mehr als einen Mond gebrauchen, um so hoch zu steigen.

Schnee gab es mehr, als ich je gesehen hatte. Das Tälchen, in dem sonst der Goldklee blüht, war ganz angefüllt von Schnee und ist es auch jetzt noch. Ein Steinblock am Fuße der Felsen, der mindestens zehn Murmeltierhöhen mißt, ist vom Schnee zugedeckt. Wir müssen weit unter die ersten Behausungen der Menschen hinabsteigen, um Knospen zu finden. Die meisten Murmeltiere mußten sich einen Stollen durch den Schnee graben, um aus ihrem Bau herauszukommen. Ich hatte dies nicht nötig, weil der meine fast am Rande des Abgrunds beginnt, wo der Wind dem Schnee keine Anhäufungen erlaubt. Aber drei Schritte nach rückwärts ist alles weiß.

M.02.01.04.07 / M.062

Siebenter Tag. – Der Südwind braust durch die Lande; der Schnee schmilzt überall; die Rinnsale werden zu Wildbächen und die Kaskaden zu riesigen Wasserfällen. Ich hockte einen großen Teil des Tages vor meinem Loch und betrachtete die Lawinen auf der anderen Seite des Tales. Es war wie ein Schnellfeuer. Es gibt kein großartigeres Schaustück, wenn man es von einem sicheren Orte und von der Höhe eines ruhigen Gewissens aus beobachten kann. Für die anderen Murmeltiere ist es ein Spiel. Früher machte ich es wie sie: Ich ergötzte mich an der Natur; heute betrachte ich sie voll Ehrfurcht.

M.02.02.01.06 / M.063

Liebesmond, *Sechster Tag des Neumonds.* – Ein durch die Schneeschmelze angeschwollener Bach hielt mich dort unten auf der Weide gefangen. Ich grub mir ein bescheidenes Loch von zwei Murmeltierlängen und verbrachte fünf Nächte darin.

Die Berge veränderten sich stark während dieser wenigen Tage. Sie sind auf der Sonnseite bereits vom Schnee befreit. Der Boden ist auf weite Strecken aper, der Schnee von den Felsen in die Taltiefen gestürzt. Heute sind einige Lawinen auf der Schattenseite in Bewegung geraten. Aufgepaßt morgen, wenn dieser Wind andauert!

M.02.02.01.07 / M.064

Siebenter Tag. – Jetzt bin ich von neuem Gefangener, aber diesmal bei mir zu Hause. Die Lawinen rauschen ohne Unterlaß rechts und links an meinem Bau vorüber. Ich laufe keine Gefahr, weil sie die Schlucht folgen, und doch mache ich mich ganz klein vor dem Eingang meines Loches. Ich rücke eine Bartlänge vor, gerade genug, um etwas zu sehen, und wenn eine Lawine kommt, kauere ich mich in meinen Stollen. Sie wirft sich in den Rinnen wütend von einer Wand zur anderen, sie säubert die Gesimse, führt Steinblöcke mit sich und entwurzelt Felsen. Der Boden erzittert bis in die Tiefe meines Baues. Wenn sie in den Abgrund unter mir springt, dann ist sie prachtvoll anzuschauen. Es scheint mir, als ob ich mit ihr falle und ins Leere tauche. Es ist dies ein seltsames Gefühl, das mich im Herzen kitzelt.

M.02.02.02.01 / M.065

Erster Tag des ersten Viertels. – Dieses Donnern hört nicht auf. Muß es da oben noch Vorräte haben!

Übrigens ist meine Gefangenschaft keine harte. Einige weiße Knospen beginnen sich vor meinem Bau zu zeigen, gerade genug, um den größten Hunger zu stillen.

M.02.02.02.02 / M.066

Zweiter Tag. – Ich benutzte meine Gefangenschaft, um mein Tagebuch zu überlesen. Ich muß bekennen, daß es mir an Bescheidenheit fehlte. Ich fühlte mich des Erfolges allzu sicher. Es genügt nicht zu sagen: Ich will nicht schlafen! Man muß wachen.

M.02.02.02.03 / M.067

Dritter Tag. – Ich sah meine zwei Gemen vom letzten Herbst vorüberziehen. Ein Junges, das wenigstens acht Tage alt war, trottete ihnen nach.

Seltsame Rasse! Sie haben keinen Liebesmond. Wenn sie sich aufsuchen, wie die Natur es gebietet, muß man dies während der Langen Nacht sein. Kaum ist sie vorbei, haben sie auch schon Familienzuwachs. Es kommt sogar vor, daß sie schon Junge haben, wenn wir aus unserm Bau hervorkommen.

M.02.02.02.04 / M.068

Vierter Tag. – Die größte Lawine ist angegangen. Ich könnte jetzt, wenn ich den richtigen Augenblick wähle, die Lawinenrinnen überqueren; aber es ist nicht mehr nötig. Die Knospen sprießen überall aus der Erde hervor. Es findet sich genug zum Leben rings um meinen Bau.

M.02.02.02.05 / M.069

Fünfter Tag. – Ich gab heute meinem Gusto für einen Extrabissen nach. Ich nahm ein Soldanellenfrühstück ein, das erste des Jahres. Gewisse Hänge sind rosafarben von diesen zartesten Blümchen des Frühlings. Wenn man sie gegen die Sonne betrachtet, sieht man in ihrem Fleisch zwischen den Adern eine Menge von unendlich kleinen Kristallen funkeln. Besitzt der Tisch der Götter etwas Auserleseneres als diese kristallhellen Blumenkronen, die auf der Zunge schmelzen wie Ambrosia?

Die Soldanelle beim Morgengrauen zu fressen, wenn ihre kleine Glocke, gegen die Erde geneigt, noch feucht ist vom Tau, das ist ein Genuß, das der wenigstens dieses eine Mal gerechte Himmel einzig dem Geschlechte der Murmeltiere vorbehalten hat.

M.02.02.02.06 / M.070

Sechster Tag. – Dieser Unterschied, den man unverzüglich nach der Langen Nacht zwischen den beiden Talseiten bemerkt, ist eine ganz merkwürdige Erscheinung. Es ist ja natürlich, daß

dieselbe Schneemenge auf der Sonnenseite schneller schmilzt als auf der Schattenseite. Aber warum ist am ersten Tage nach der Langen Nacht, bevor noch die Sonne hat wirken können, immer auf der Sonnenseite am wenigsten Schnee?

Gewisse Dinge, die ganz einfach erscheinen, weil man daran gewöhnt ist, sind doch nicht weniger befremdlich. Ich frage, warum mehr Schnee auf der einen als auf der anderen Seite fällt. Wenn es der Wind ist, der ihn dort wegweht, warum denn immer dort und nie hier?

M.02.02.02.07 / M.071

Siebenter Tag. Eine Idee beginnt sich in meinem Hirn einzunisten. Ich fürchte, daß unsere Verleumder recht haben, und daß die Lange Nacht keine lange Nacht ist.

M.02.02.03.01a / M.072

Erster Tag des Vollmonds. – Je mehr ich darüber nachdenke, um so mehr bin ich davon überzeugt, daß sich die Tage und Nächte wenigstens während eines Teiles der Langen Nacht fortsetzen. Es ist vielleicht demütigend zu denken, daß die Sonne auf- und niedergeht, während wir schlafen; aber wenn es wirklich so ist, muß man sich unser Gehirn damit abfinden. Die Weisheit besteht darin, die Dinge zu sehen, wie sie sind, nicht sie nach dem Belieben unserer Phantasie zu drehen.

Wenn die Sonne weiterhin während der Langen Nacht auf- und untergeht, so erklärt sich die ungleiche Verteilung des Schnees bei unserem Erwachen sehr einfach. Er fällt gleichmäßig auf beiden Seiten, aber drüben schmilzt er zum Teil, während er sich hier im Schatten anhäuft.

Das Rätsel im Leben der Gemen lost sich auf diese Weise ebenfalls. Die Gemse hat ihren Liebesmond wie wir und wie alle anderen Tiere; aber wir schlafen während dieser Zeit.

Nimmt man diese Voraussetzungen an, so sind die Unregelmäßigkeiten der Sonne nur noch scheinbar. Die Sonne ist und kann nicht unregelmäßig sein. Alles, was unsere sogenannten Weisen in dieser Beziehung sagten, ist lauter Schwindel. Ebenso wie die Sonne während der Reihe der zunehmenden Tage gegen Norden wandert bis zu einem bestimmten Zeitpunkt, der sich niemals verändert hat seit Murmeltiergedenken; ebenso muß sie während der Reihe der abnehmenden Tage im entgegengesetzten Sinne wandern bis zu einem gewissen ebenfalls festen und unveränderlichen Zeitpunkt. Wenn aus Gründen, die ich nicht kenne, die ich aber zu entdecken hoffe, unser Schlaf gegen das Ende der abnehmenden Tagreihe beginnt und sich lange in die zunehmenden Tage hineinzieht, wenn er sich außerdem mehr oder weniger von einem Jahr zum andern verändert, so sind die Abweichungen der Sonne erklärt. Sie ist regelmäßig, und wir sind es nicht. Ist es ihr Fehler, wenn wir früher oder später einschlafen und erwachen? Ist es ihr Fehler, wenn unser Schlaf ungleich auf die zwei Tagreihen fällt?

M.02.02.03.01b / M.073

Erster Tag des Vollmonds. – Wie fühlt man sich doch erleichtert, wenn man ein Vorurteil von sich abgeschüttelt hat! Es erfaßt mich eine wilde Lust, von meinem Berge herunterzusteigen

und alle falschen Weisen dort unten zu einer Auseinandersetzung einzuladen. Das müßte schon eine Abklärung geben!

Es gibt keine Lange Nacht; es gibt nur einen langen Schlaf. Wie lange dauert er? Ich bin noch nicht in der Lage, bestimmt auf diese Frage zu antworten; aber viele Anzeichen weisen darauf hin, daß es sich um mehr als einen Mond handeln muß, vielleicht um zwei.

Der Gedanke ist logisch, daß die Zeit der Trächtigkeit für das Weibchen der Gemse nicht weniger lang sein kann als die des Murmeltiers. Sie müßte eigentlich in der Regel beträchtlicher sein. Da hätten wir also schon wenigstens vierzig Tage.

Man kommt zum gleichen Resultat, wenn man die Ungleichheiten in der Reihe der abnehmenden und zunehmenden Tage betrachtet. Um das Gleichgewicht wiederherzustellen, braucht man wenigstens einen Mond, ohne zu zählen, was bei den Monden fehlt, die nur angeschnitten sind, wenn wir einschlafen und wenn wir erwachen.

Da hätten wir also schon einen Schlaf von fast zwei Monden, während denen die Sonne auf- und niedergeht, ohne daß wir die Augen öffnen.

Werde ich es niemals fertig bringen, während zweier Monde zu wachen?

M.02.02.03.02 / M.074

Zweiter Tag. – Ein junges Pärchen läßt sich einige hundert Schritte von mir entfernt auf der Terrasse häuslich nieder.

Ich sah sie schon gestern kommen und in der Umgebung herumstreifen. Heute sind sie wieder da und wählen ihren Wohnplatz unter einem großen Block. Sie beginnen in der Erde zu scharren. Ich frage mich, ob ich auswandern soll.

M.02.02.03.03 / M.075

Dritter Tag. – Meine Nachbarn arbeiten abwechslungsweise, was sie nur können. Ich weiß noch nicht, zu was ich mich entschließen werde.

M.02.02.03.04 / M.076

Vierter Tag. – Wenn ich junges Pärchen sage, so muß dies richtig verstanden werden. Man weiß ja, wie es bei den Murmeltieren zugeht, und nicht nur bei ihnen. Es gibt jedes Jahr Witwer und Witwen, für gewöhnlich mehre Witwen. Unsere Frauen sind ja so klug! Die gleichmäßige Verteilung ist also nicht immer vollkommen, auch nicht unter den Jungen. So muß wohl hie und da ein Junger eine Alte heiraten oder ein Alter eine Junge. Meine Nachbarin scheint eine Person von gereiftem Alter zu sein. Nur eine Matrone besitzt eine solche Befehlshabermiene. Ich wette, daß ihre Urenkel dort unten beim Stamm schon zahlreich sind. Mein Nachbar ist ein junger, leichtsinniger Kerl, der immer so aussieht, als ob er Maulaffen feilhielte; dazu ist er linkisch, furchtsam und zerstreut. Meine Nachbarin wird ihn von seiner Geistesabwesenheit zu heilen wissen.

M.02.02.03.05 / M.077

Fünfter Tag. – Ich zeigte mich heute kühn. Ich hoffte, daß das Halsband seine Wirkung tue. Sie schienen es nicht zu bemerken.

Es ist, wie ich dachte: ein schlecht zueinanderpassendes Pärchen.

M.02.02.03.06 / M.078

Sechster Tag. – Ich begab mich heute morgen zu den Jungvermählten, um ein für allemal unsere ferneren Beziehungen zu regeln. Ich brachte ihnen Vorschläge des Friedens und der guten Nachbarschaft, die auf dem Grundsatz beruhten, daß man keine Notiz voneinander nehmen wolle. Was habe ich mit Murmeltiermännchen zu schaffen, die mit gesenktem Kopf in die Falle gehen, die ihnen die weibliche Arglist stellt, was mit alternden Matronen, die, anstatt ihren "Seligen" zu beweinen, nur daran denken, einen neuen zu erschnappen? Was wissen die von der Weisheit? Sie kennen sie höchstens dem Namen nach.

Der Gatte flüchtete sich, anstatt seine bessere Hälfte zu verteidigen, sobald er sah, daß mein Besuch wirklich ihnen galt. Er würde immer noch rennen, wenn ihn seine Frau nicht zurückgerufen hätte. Ihr muß ich die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie das erste Murmeltier ist, das vor meinem Halsband nicht zitterte.

Sie hörte mir zu, ohne die geringste Erregung zu zeigen. Sie saß mit vorgeneigtem Kopf und herabhängenden Vorderpfoten. Als ich zu sprechen aufhörte, verzog sie den Mund und antwortete mit gleichgültiger Miene:

"Es wird so sein, wie Sie wünschen, mein Herr."

Nach diesen Worten empfahl sie sich bestens und trat wieder zu ihrem Gemahl, der sich furchtsam genähert hatte.

Dies wäre also getan.

M.02.02.03.07 / M.079

Siebenter Tag. – Meine Nachbarin kann wohl die Geringschätzigkeit spielen, die Neugierde verzehrt sie doch. Sie kam nach langem Hin- und Herstreifen meinem Bau bis auf einige Schritte nahe. Sie hätte doch zu gerne gewußt, was dieser Philosoph trieb. Es war vergebene Liebesmüh. Der Philosoph hatte sich in seine Höhle zurückgezogen... Der Herr Gemahl folgte aus der Entfernung.

M.02.02.04.01 / M.080

Erster Tag des letzten Viertels. – Eine sichtliche Wandlung. Gestern noch blies ein glühend heißer Wind; heute schneit es. Es ist immer so mit diesem warmen Wind. Solange er weht, ist alles gut; sobald er nachläßt, ist der Schnee auch schon da.

M.02.02.04.03 / M.081

Dritter Tag. – Es schneit alle Tage und den ganzen Tag.

M.02.02.04.04 / M.082

Vierter Tag. – Ich friere; es ist, wie wenn ich von neuem erstarrte. Ich mußte einen Stollen durch den Schnee graben, um meinen Bau verlassen zu können.

M.02.02.04.05 / M.083

Fünfter Tag. – Ein Gedanke schoß mir durch das Hirn und ließ mich zusammenzucken. Wenn dieses Wetter anhält, werde ich vielleicht die verpaßte Gelegenheit wiederfinden. Meine Nachbarn werden schlafen. Welch ein Glück, daß sie vor meinen Toren Wohnung nahmen!

M.02.02.04.06 / M.084

Sechster Tag. – Ich benutze jeden Augenblick der Aufhellung, um zu spähen. Der Gatte ist seit gestern morgen nicht herausgekommen. Wenn er nicht schläft, so muß er doch nahe dran sein. Mit der Alten werde ich nicht so leicht fertig werden. Sie lauert und schaut immer gegen meine Seite. Was will sie von mir? Wartet sie auch darauf, daß ich einschlafe?

M.02.02.04.07 / M.085

Siebenter Tag. – Der Nordwind nahm diese Nacht überhand. Er blies mit solcher Heftigkeit, und er was so kalt, daß ich meinen Stollen verschloß. Als ich wieder herauskam, befand sich kein Schnee mehr vor meinem Bau am Rande des Abgrunds. Der Wind hatte ihn weggetragen.

Meine Nachbarn hatten dieses Glück nicht. Sie sind unter dem Schnee begraben. Meine Hoffnung wächst immer mehr, sie schlafend zu sehen.

M.02.03.01.01 / M.086

Magerer Mond, Erster Tag des Neumonds. – Ich glaubte heute meiner Sache sicher zu sein. Ich hatte mich schon auf den Weg gemacht und die Hälfte der Entfernung, die uns trennt, überschritten, als ich drei Barthaare aus dem Schnee ragen sah. Immer noch die Alte!

M.02.03.01.02 / M.087

Zweiter Tag. – Der Schnee schmilzt. Es gibt keine Hoffnung mehr.

M.02.03.01.03 / M.088

Dritter Tag. – Diese neuerliche Enttäuschung fachte den Schmerz über die frühere wieder an. Ich habe zu nichts mehr Mut.

M.02.03.01.07 / M.089

Siebenter Tag. – Endlich der wirkliche Frühling. Der Boden ist von neuem frei. Was kümmert mich dies?

M.02.03.02.03 / M.090

Dritter Tag des ersten Viertels. – Der Schnee schmilzt rasch im Tälchen des Goldklees. Alle Wiesen werden mit Blumen durchwirkt. Die Anemonen in falbem Gelb, die rosafarbenen Aurikeln und die Enziane mit ihren blauen Kelchen strahlen miteinander um die Wette.

Was kann mir all diese Herrlichkeit bedeuten? Für mich gibt es keinen Frühling mehr. Warum habe ich nicht durchgehalten während der Langen Nacht? Warum habe ich nicht gewacht, während die andern schliefen? Dies wäre mein Frühling gewesen.

M.02.03.02.04 / M.091

Vierter Tag. – Niemals begann ein jungverheiratetes Pärchen mit weniger Umständen zu schäkern als meine Nachbarn. Man ruft, man flieht, man verfolgt, man bewundert sich gegenseitig, man flüstert sich Wörtchen ins Ohr, man putzt sich das Fell, man neckt, man liebkost und umarmt sich.

Wollen sie vielleicht über meine Philosophie spotten?

M.02.03.02.05 / M.092

Fünfter Tag. – Man kann sich wohl mit Weisheit vollstopfen: Lenz bleibt doch Lenz. Ich trug meinen Witwerstand während des letzten Mondes wacker. Was kommt mich jetzt plötzlich an?

M.02.03.02.06 / M.093

Sechster Tag. – Ich entschloß mich zu einer kleinen Wanderung. Ich habe Zerstreung nötig.

Morgen, wenn das Wetter klar ist, werde ich einen der Gipfel erklettern, die den Talhintergrund beherrschen, die Becca de l'Oura zum Beispiel. Ich möchte wissen, wie es auf der anderen Seite aussieht. Man muß die Gelegenheit benutzen, die Welt zu durchstreifen, wenn die Menschen noch fern sind.

M.02.03.03.01 / M.094

Erster Tag des Vollmonds. – Ich erlebte gestern einen Morgen nach Wunsch. Er war sehr schön. Beim Morgengrauen hatte ich bereits gefrühstückt und war unterwegs. Meine Nachbarn tollten schon herum und kokettierten. Ich warf ihnen einen verachtungsvollen Blick

zu. Ein Geier, den ich in den Lüften kreisen sah, war die einzige Ursache zur Unruhe für mich. Ich konnte mich hinter einem Stein kauern.

Vielleicht sind wir zu furchtsam. Mit ein wenig Vorsicht könnten wir weite Reisen unternehmen wie die Schneehasen. Wir wandern ja wohl beim Erwachen nach der Langen Nacht, wenn uns der Hunger dazu treibt. Und gerade dies ist doch der gefährlichste Zeitpunkt des Jahres. Wohin flüchten, wenn der Schnee den Boden bedeckt? Wie sich auf dem weißen Teppich verbergen?

Ich stieg zuerst bis zum Wildbach ab, dann folgte ich seinem Lauf bis zum kleinen Tälchen, wo ich letztes Jahr meine Frau und meine Kinder zu finden gehofft hatte. Von dort umging ich den Gletscher auf den Moränen. Auf dem Passe angelangt, aus dem sich die Becca de l'Oura aufwirft, folgte ich, ohne abzuweichen, dem Grat. Nur einige Felsabsätze umging ich. Ich brauchte drei Stunden bis zum Gipfel.

Ich erinnere mich nicht, je leichtfüßiger gewandert zu sein. Dennoch habe ich müde Pfoten. Es ist genug für heute.

M.02.03.03.02 / M.095

Zweiter Tag. – Die Sonne stand schon hoch über dem Horizont, als ich den Gipfel der Becca de l'Oura erreichte; aber die Luft war immer noch klar, und es gab keine Wolke am Himmel. Gott, ist der Himmel groß! Und die Welt!

Ich wollte wissen, was auf der anderen Seite war! Ich sah es. Es gibt ein anderes Tal, dann neue Berge, jenseits deren sich wiederum ein Tal eingräbt, und so fort ins Unendliche. Ich blickte nach den vier Windrichtungen des Horizonts und sah nichts als Berge, gefolgt von anderen Bergen, die immer grauer, immer blasser wurden. Wo liegt wohl das, was man die Ebene nennt? Ich hoffte, die Ebene von dort oben zu sehen. Ich erblickte nichts, das diesen Namen verdienen würde.

M.02.03.03.03 / M.096

Dritter Tag. – Die Berge, die man von der Becca de l'Oura aus erblickt, sehen einander kaum ähnlich. Die einen sind höher, die andern niedriger. Ich sah keine zwei, die die gleiche Form gehabt hätten. Es gibt solche, die grün sind bis zum Gipfel; andere von spitzen Felsen gekrönt, in allen Farben von Weiß bis Schwarz. Ich sah gelbe, ja selbst rote Felsnadeln. Die Flanken mehrerer Spitzen sind mit großen Schneemassen bedeckt. Man verliert sich in dieser Verschiedenartigkeit und Unendlichkeit.

Es ist übrigens überall wie bei uns. Der Mensch bewohnt die Taltiefen, wo seine Häuser wie weiße Punkte schimmern, manchmal vereint in Gruppen, oft zufällig hingestreut. Höher oben weichen die Menschenwohnungen unseren Bauen. Ich sah mehrere Murmeltierfamilien auf der anderen Seite des Berges, aber in großer Entfernung unter mir. Noch höher oben schließlich werfen sich die Gipfel auf, ein ungastliches Land, in dem man keine Lebensspuren mehr finden würde außer denen der Gamsen, die sich dorthin wagen, und der Adler, die bis in den Himmel hineinfliegen.

Die Erde ist also in drei Zonen eingeteilt, die der Menschen, die der Murmeltiere und die noch höher gelegene Einöde. Die zweite ist die schönste.

Dies erinnert mich an das, was unsere Vorfahren zu sagen pflegten, daß das Volk der Murmeltiere einst unendlich viel zahlreicher war, und daß es mit seinen Stämmen die Hälfte der Erde bedeckte. Sicherlich war die Welt für uns geschaffen. Was bedeuten diese Löcher, in denen die Menschen wohnen, oder diese Gipfel, auf denen die Adler horsten, im Vergleich zu den geräumigen Flanken, die für unsere Baue günstig sind. Warum aber dieser Verfall? Warum vermindern sich unsere Stämme von Generation zu Generation? Sind unsere Frauen weniger fruchtbar? Nein: Der Egoismus entfernt uns voneinander.

Jeder denkt nur an seine Familie, an seine Liebhabereien, an seine Behausung, derart daß unsere Feinde über den einzelnen von uns die Oberhand behalten. Die Dinge würden eine ganz andere Wendung nehmen, wenn alle Murmeltiere für die Weisheit lebten. Sie hätten ein gemeinsames Ziel; sie würden eine einige, große Nation bilden. Aber was kann man von einem Geschlecht erwarten, das die Philosophen verfolgt?

M.02.03.03.04 / M.097

Vierter Tag. – Es gab keinen Rasen mehr auf dem Gipfel der Becca de l’Oura; aber zwischen den Steinen wuchsen doch neben einigen armseligen Grashalmen blühende Moose von einer wunderbaren Schönheit. Eine Art war mir gänzlich unbekannt und versetzte mich in Bewunderung. Wir haben in unserer Gegend sehr schöne ausgezackte Blumen, die meine verstorbene Frau, glaube ich, Vergißmeinnicht nannte. – Meine Frau kannte die Namen sämtlicher Bergblumen. – Die Blumen, die ich dort oben bewunderte, gleichen dem Vergißmeinnicht sehr, aber sie sind größer und von einem leuchtenderen Blau. Die Pflanze, die diese Blume trägt, ist eine Art von Moos, das in Felsritzen wuchert. All dies Moos trägt Blumen. So sah man fast nichts Grünes mehr, sondern nur noch blaue Polster. Sie strömen einen frischen, zugleich milden und herben Duft aus, so leicht wie die Luft des Himmels, die sie einatmen. Ich kenne ihren Geschmack nicht. Es wäre eine Sünde gewesen, auch nur eine einzige zu fressen, sie waren so schön! Man könnte sagen, daß sie Augen haben. Man neigt sich ganz tief über sie, um sie anzuschauen, und dann sind sie es, die einen anblicken.

Warum hat Natur das Land der Murmeltiere dieser zarten Wunder beraubt? Für wen läßt sie sie in dieser wilden Einsamkeit aufblühen? Etwas für die Geier? Nein, für uns, damit wir sie suchen! Sie belohnt mit dieser Überraschung die Forschungsbegierde der Liebhaber der Weisheit.

M.02.03.03.05 / M.098

Fünfter Tag. – Seit ich die Becca de l’Oura erklommen habe, erfaßt mich eine unendliche Begierde, zu sehen und zu wissen. Ich möchte die Berge überschreiten, die dieses Land abgrenzen, und andere Himmel und andere Völker kennenlernen. Das Universum ist größer, als wir glauben. Ich sehe von hier aus nur einen Wildbach, aber es gibt tausend Wildbäche auf der Welt. Ich sehe nur ein paar Gipfel, zu Tausenden und aber Tausenden zählt man die Gipfel der Erde. Warum kann ich nicht alle Bäche sehen, deren Wellen durch die Täler treiben, alle

Gipfel, die die Himmel erstürmen! Vielleicht hat jeder Gipfel seine besondere Blume, sei sie nun blau oder rosa-farben. Ich vermute, daß die Natur unerschöpflich ist.

Man muß jedoch Vernunft annehmen und nicht alles auf einmal wollen. Laßt uns zuerst das große Problem lösen, nachher werden wir von Gipfel zu Gipfel, von Bach zu Bach eilen.

M.02.03.03.06 / M.099

Sechster Tag. – Ich verbrachte vierundzwanzig Stunden in ernsthaftem Nachdenken. Eine Idee lächelte mir: Ich weiß nur ungenau durch umgehende Gerüchte, was andere Tiere von unserem Schlaf denken und über die Lange Nacht sagen. Ich muß genaueres zu erfahren suchen. Die Aussagen dieser Tiere sind zwar verdächtig; aber es sind doch Bezeugungen. An wen sich wenden? Die Murmeltiere suchen sich ein Leben abseits von den andern; sie haben fast keine Beziehungen mehr. Wie aber mit einer Gemse plaudern? Sie läuft zu schnell. Der Dachs ist ein ungeschliffener Kerl. Bei seinen nächtlichen Herumstreifereien hat er noch nie jemandem etwas Gutes getan. Der Fuchs kann nur lügen und die Behausungen anderer Leute ausrauben. Die Rebhühner und Schneehühner können nichts als tänzeln und herumflattern. Ihre Aufmerksamkeit kann man nicht fesseln. Die Viper beißt, der Igel sticht, die Maus entschlüpft einem zwischen den Pfoten... An wen sich also wenden?

Da wäre noch der Schneehase, dessen Ruf als Philosoph vielleicht übertrieben, aber weithin unter den anderen Tieren verbreitet ist. Er verbringt die Hälfte seines Lebens in seinem Lager, um nachzusinnen und Probleme zu wälzen. Was hat er soviel zu träumen? Ich weiß nichts Näheres darüber; aber dieses Träumen ist immerhin schon etwas, es liegt am Wege zur Weisheit. Unsere Artgenossen aber träumen ganz und gar nicht. Unglücklicherweise gibt ihm seine Philosophie keinen Mut. Er ist das furchtsamste aller Tiere; er hat Angst vor allen, er flieht, sobald man sich ihm nähert. Ich erinnere mich nicht, mit einem Schneehasen jemals als zehn Worte gewechselt zu haben. Sie kneifen immer aus. Wie wird es sein, wenn sie erst mein Halsband sehen? Ich will es trotzdem versuchen. Ich sah letzthin einen Hasen. Sein Lager muß nicht weit weg sein. Ich werde versuchen, ihn gesellig zu machen.

M.02.03.03.07 / M.100

Siebenter Tag. – Die Menschen und ihre Herden nahmen die allerhöchsten Weideplätze in Besitz. Zwei heulende Hunde streiften während des ganzen Tages in den Bergen herum. Ich kam nur aus meinem Loch hervor, um zehn Schritte davon zu weiden.

M.02.03.04.07 / M.101

Siebenter Tag des letzten Viertels. – Trauriges Ende des Mageren Mondes! Ich verfolgte während acht Tagen von meinem erhöhten Beobachtungsposten aus die Jagden dieser verfluchten Hunde. Die Mehrzahl der Murmeltiere im Tale kauern in ihrem Bau. Ich wette, daß manche nicht mehr als zehn Kleeblumen während dieser Zeit fraßen. Zwei Jungen erging es schlecht, als sie sich auf die Wiese hinauswagten. Der Rückzug wurde ihnen abgeschnitten; sie wurden gefangen und an Ort und Stelle erwürgt. Ich war Augenzeuge dieses scheußlichen Schauspiels. Während zweier langer Tage kratzten diese beiden blutdürstigen Wegelagerer

vor einem Bau. Es war ein ganzer Stamm darin. Er konnte sich aber in der nächsten Nacht flüchten.

All diese Zeit ist für meine Philosophie verloren. Diese Murmeltiere, die sich geweigert haben, mich wiederzuerkennen, sind trotzdem meine Brüder und Schwestern, meine Kinder, mein eigenes Fleisch und Blut. Die Stimme des Blutes ist starker. Wenn sie verfolgt werden, so ist es, wie wenn ich selbst gejagt würde. An was anderes könnte ich da noch denken?

M.02.04.01.02 / M.102

Klemond, *Zweiter Tag des Neumonds*. – Es regnete heute. Die Hunde ließen nichts von sich hören. Vielleicht sind sie müde; es wäre an der Zeit.

Ich benützte einen Augenblick des Aufklarens, um einen Spaziergang bis zum Lager des Hasen zu machen. Er entfloh bei meinem Herannahen, immerhin nicht ohne daß ich ihm von ferne einen artigen Gruß zusenden konnte. Ich werde morgen wiederkommen.

M.02.04.01.03 / M.103

Dritter Tag. – Erneuter Besuch beim Schneehasen. Ich hatte große Furcht bei der Rückkehr. Die Hunde standen im Felde, und ich glaubte, daß sie diese Seite des Wassers gewählt hätten. Solchen Dingen setzt man sich aus!

M.02.04.01.04 / M.104

Vierter Tag. – Meine Nachbarn haben schon Zuwachs. Sechs Kleine – nur so viele! – kamen mit ihnen hervor. Die Eltern schienen entzückt zu sein.

M.02.04.01.05 / M.105

Fünfter Tag. – Dreihundert Murmeltiere, vielleicht noch mehr, haben sich dieses Hochtal zum Wohnsitz gewählt, und zwei Hunde genügen, um sie alle zittern zu lassen... Murmeltiere, ihr seid ja nur Pöbel! Wann werdet ihr ein Volk sein?

M.02.04.02.03 / M.106

Dritter Tag des ersten Viertels. – Der Schneehase, der augenblicklich rothaarig gefärbt ist, beginnt Zeichen einer sichtlichen Neugierde zu geben. Durch Neugierde packt man diese Träumer.

M.02.04.02.04 / M.107

Vierter Tag. – Noch ein Geheimnis, an das ich nicht gedacht hatte, so sehr läßt uns die Gewohnheit die seltsamen Dinge natürlich erscheinen! Warum nennt man ihn den Schneehasen? Wenn wir uns zum Schlafe der Langen Nacht niederlegen – um abzukürzen,

nenne ich sie immer noch die Lange Nacht – ist er rötlich wie jetzt. Wenn wir erwachen, ist er bizarr weiß und grau gefleckt; hie und da sogar, wenn unser Erwachen kein allzuspätes ist, ist er weiß. Nur an den Ohrensitzen besitzt er dann zwei schwarze Punkte, die man über den Schnee rennen sieht. Noch früher ist er ohne Zweifel ganz weiß. Wenn sich während der Lange Nacht sein Fell vom roten ins weiße verwandelt, dann müssen wir während nahezu zweier Monde schlafen. Dies ist die verhängnisvolle Zahl. Alles führt zu ihr hin.

M.02.04.02.05 / M.108

Fünfter Tag. – Man muß die großartige Matronenmiene sehen, die meine Nachbarin aufsetzt. Wie sie ihre Leute überwacht, wie sie sich mit ihrem armen Gatten herumzankt, wie sie ihm den schwierigen Vaterberuf beibringt, wie sie sich beunruhigt, sich abmüht. Sie pfiff in einer halben Stunde dreimal wegen nichts... Und wenn man daran denkt, daß in der ganzen Erziehung, die sie ihren sechs Kinder zuteil werden läßt, kein Gedanke, kein Wort über die Weisheit Raum findet! Fressen, den Boden aufkratzen und sich vermehren, ist dies das ganze Leben?

M.02.04.02.07 / M.109

Siebenter Tag. – Heute bei meinem neunten Besuch konnte ich ein paar Worte mit dem Schneehasen wechseln und ihn meiner Freundschaft versichern. Er war nahe bei mir, höchstens zwanzig Murmeltierlängen entfernt. Ich sah, daß seine Ohren zitterten; aber die Neugierde hielt ihn zurück. Auf das Wort Freundschaft hin rieb er sich die Schnauze mit den beiden Vorderpfoten, dann sagte er mir mit ängstlicher Stimme und seltsamem Stottern, daß er ni... ni... nicht an Freundschaft glaube. Ich antwortete ihm, daß auch ich kaum an sie glaube, wenigstens bei den Murmeltieren, und darum suchte ich meine Freunde anderswo. "Wir sind Brüder," fügte ich hinzu, "Einsiedler, der eine wie der andere! Vereinen wir doch unsere Einsamkeiten und seien wir miteinander glücklich."

Er schien von dieser Rede sehr überrascht; er bewegte die Ohren auf eine Art, die sehr wohl zeigte, daß er den Worten keinen großen Glauben beimaß.

"Was haben Sie da am Halse?" sagte er immer noch stotternd zu mir.

Ich erwartete diese Frage. Ich nahm die allerdemütigste Haltung an, faltete die Pfoten und sagte:

"Ich trage an meinem Hals das Brandmal von hundertachtzig Tagen und hundertachtzig Nächten der Gefangenschaft. Erhabener Hase, der Unglückselige, den Sie vor sich haben, ist ein lebendes Wunder. Der Geruch des Menschen verfolgt ihn..."

Bei diesen Worten flüchtete der Schneehase wie ein Blitz.

"Halten Sie inne", schrie ich ihm mit verzweifelter Stimme nach, "haben Sie Mitleid mit einem Unglücklichen!"

Er hielt an, maß die Entfernung, die uns trennte, und schien halb beruhigt.

“Der Geruch des Menschen verfolgt mich überall hin”, fuhr ich fort, indem ich jedes Wort betonte, wie um ihn an das Schreckliche dieser Worte zu gewöhnen, “er bringt mir den Fluch des Erdballs ein. Alles, was diese verwünschte Rasse berührt, ist verflucht. Dennoch schwöre ich Ihnen, daß dieses Halsband das unschuldigste aller Halsbänder ist. Es hat niemals jemandem etwas zuleide getan außer mir selbst. Um Gotteswillen, hören Sie meine Bitte, Meister Hase; erlauben Sie mir, daß ich Ihnen jetzt meine Geschichte erzähle. Sie ist tragisch, und ich bin sicher, daß sie Sie interessieren wird; ich bin auch sicher, daß sie Ihnen Mitleid einflößt, denn Sie haben ein gutes Herz, das liest man in Ihren Augen. Sie werden nachher urteilen, ob Sie meine Dienste, die ich Ihnen zu Füßen lege, zurückstoßen oder annehmen werden.”

Während dieser Rede bewegten sich die unruhigen Ohren des Hasen ohne Unterlaß. Er machte eher eine bestürzte als eine erschreckte Miene. Als ich sah, daß er nicht antwortete, knüpfte ich geschickt meine Geschichte an, in der Hoffnung ihn zu rühren. Und welche Geschichte hätte ihn erschüttern können, wenn nicht die meine? Er schien mir in der Tat gerührt. Die Tränen kamen mir, und ich glaubte zu sehen, wie auch er sich die Augenwinkel mit einer verstohlenen Geste wischte. Als ich von meinem Entschluß sprach, mich der Weisheit zu widmen, sah ich ihn zum Zeichen der Zustimmung lebhaft seine Ohren heben und senken; aber als ich dazu überging, ihm die Angelegenheit vorzutragen, die mich quälte, als ich von der Langen Nacht sprach, von unserem Schlaf, vom Rätsel unseres Daseins, da ließ er ein tolles Lachen hören, wie es die Hasen so an sich haben. Es waren weniger die Ohren als der Schnurrbart, der sich dabei krampfhaft bewegte, und dessen er nicht mehr Herr zu werden schien. Ich hätte mich daran stoßen können, aber ich hielt mich zurück. Er weiß vielleicht Bescheid! Als ich meine Erzählung beendet hatte, blieb ich in der Haltung eines Bittenden mit gefalteten Pfoten. Er schaute mich starr an und sagte mit festerer Stimme, die mir bewies, daß er nur aus Angst gestottert hatte:

“Murmeltier, ich bemitleide Ihre Qualen, ich glaube, daß Sie aufrichtig sind. Kommen Sie morgen wieder. Wenn Sie mich morgen in meinem Lager finden, wollen wir versuchen, Freunde zu sein. Wenn nicht, dann suchen Sie mich nicht mehr.”

Ich verneigte mich tief und machte mich auf den Weg nach meinem Bau... Auf morgen also!

M.02.04.03.01 / M.110

Erster Tag des Vollmonds. – Seid gelobt, ihr Götter, für das Glück, das ihr mir geschenkt habt. Alles Leid ist vergessen. Die andern Murmeltiere haben Weibchen und Junge, ich habe einen Freund.

Mit welcher Herzbeklemmung und mit welcher ängstlicher Erwartung hatte ich den Weg zu seinem Lager wieder unter die Füße genommen. Ich glaubte zu sehen, daß er noch zitterte im Augenblick, da ich mich näherte; aber er beruhigte sich mit der Zeit und berührte sogar mein Halsband mit der Pfote. Diesmal mußte der Bann gebrochen werden. Er stellte mir noch viele Fragen über meine Erlebnisse. Ich antwortete auf alle ganz einfach und ohne Hemmung. So gewann ich sein Vertrauen.

“Ich werde Sie besuchen”, sagte er mir bei meinem Weggehen, “wir werden über die Weisheit sprechen.”

M.02.04.03.03 / M.111

Dritter Tag. – Er ist gekommen und hat nicht gesprochen. Ich wollte ihm die Ehrenbezeugungen meines Baues erweisen, aber er rannte Hals über Kopf hinaus, vom ersten Raum weg, in dem er sich umdrehen konnte. Kaum draußen, sah er meine Nachbarn. Die Matrone saß auf ihrem Hinterteil und hob die Pfoten zum Himmel, um ihr Erstaunen kund zu tun. Ein Schneehase im Bau eines Murmeltiers! Der Gatte und die sechs Kleinen waren um sie herum versammelt und ahmten ihre Bewegungen nach.

“Es gibt keine Sicherheit bei Ihnen”, rief der Hase aus, “wenn Sie mit mir zusammen plaudern wollen, so kommen Sie in mein Lager. Ich werde mich nicht mehr davon entfernen!”

Nach diesen Worten rannte er in seiner raschesten Gangart davon zur großen Freude meiner Nachbarn. Ich glaubte es meiner Würde schuldig zu sein, ihm nicht zu folgen. Ich werde morgen wieder zu ihm gehen.

M.02.04.03.04 / M.112

Vierter Tag. – Ich ging zu ihm, aber wir sprachen noch nicht über das große Problem. Ich brauchte all meine Zeit und Geschicklichkeit, um sein Vertrauen wiederzugewinnen. Er hat Abscheu vor unseren Bauen. Leben in dieser Dunkelheit, nicht die freie Luft atmen, immer kriechen, sich immer an den Wänden der allzu niedern Stollen beschmutzen: all dies erscheint ihm trostlos, auf einer niedrigen Stufe stehend und von einer schlechten Gemütsverfassung zeugend.

“Man kann nur beschränkte Gedanken in solch einem Bau haben” erklärte er mir ganz ernsthaft.

Ich antwortete ihm, daß dies unsere Lösung sei, um warm zu haben in den kalten Zeiten. Er machte eine Bewegung der Verachtung und zeigte mir seinen Pelz. Ich fügte hinzu, daß unsere Baue außerdem Zufluchtsstätten seien, und daß sie dazu dienten, uns vor den Nachstellungen unserer Feinde zu sichern.

“Wenn man Feinde hat”, rief er aus, “so muß man Augen besitzen, um sie zu sehen, Ohren, um sie zu hören und Füße, um sie zu fliehen.”

Ich hätte ihm sagen können, daß unsere Geschicklichkeit ebensoviel wert wäre wie seine Leichtfüßigkeit, aber ich zog vor, zuzugeben, daß er recht habe. Ich bat ihn, die zu bemitleiden, die von der Natur nicht so sehr begünstigt wurden wie er. Ich glaubte, daß ich durch Bescheidenheit und Nachgiebigkeit den gestrigen Eindruck auslöschen konnte. Ich wage aber doch nicht, mich zu sehr darauf zu verlassen. Der Abschied war nicht so herzlich wie am vorangehenden Tage. Ist es denn so schwierig, einen Freund zu haben und zu behalten?

M.02.04.03.05 / M.113

Fünfter Tag. – Immer noch die Hunde. Das Leben ist eine Schule der Geduld.

M.02.04.03.06 / M.114

Sechster Tag. – Ist es Licht geworden vor meinen Augen? Bin ich in noch tiefere Finsternis getaucht?

Ob dieser Hase ein Verrückter oder ein Weiser ist, ob er lügt oder die Wahrheit sagt, seine Worte haben mich furchtbar erregt. Ich weiß nicht, ob ich träume, ich weiß nicht, ob ich denke. Ich taste mich von neuem selbst ab, um mich zu versichern, daß ich lebe. All die Ideen treiben und wirbeln durch meinen Kopf. Ich kann keine einzige festhalten. Sie machen mich schwindlig.

M.02.04.03.07 / M.115

Siebenter Tag. – Ich muß die denkwürdigsten Dinge dieser Unterhaltung aufschreiben, soweit sie mein Gedächtnis bewahren konnte.

Ich fürchtete einen kühlen Empfang; ich fragte mich sogar, ob er nicht sein Lager verlassen hatte, um diesen beschwerlichen Besuchen aus dem Wege zu gehen. So war ich mächtig erstaunt, ihn mit der freundschaftlichsten Miene mir entgegenkommen zu sehen.

“Ich bitte Sie um Verzeihung wegen der Ansichten, die ich gestern äußerte. Sie waren nicht sehr zuvorkommend. Ich dachte seither nach und begriff, warum Sie Ihrem Bau lieben. Es ist eine krankhafte Neigung. Man muß sie Ihnen nachsehen.”

“Meister Hase”, sagte ich ihm, “es scheint mir, daß ich nicht kränker bin als Sie.”

“Gegenwärtig haben Sie recht; die Krankheit, an der die Murmeltierrasse leidet, ist keine chronische. Kann man eine Rasse nicht krank nennen, die jedes Jahr tot ist während sechs, ja hie und da sogar sieben Monden von zwölfen?”

Er sah, daß ich nichts verstand.

“Ja”, fuhr er fort, “es ist eine Streitfrage unter den Schneehasen, ob die Murmeltiere im Winter schlafen, oder ob sie tot sind. Meine Ansicht geht dahin, daß es viele Stufen gibt zwischen dem Schlaf und dem Tod, und daß der Schlaf der Murmeltiere im Winter so sehr dem Tod gleicht, daß es unmöglich ist, ihn davon zu unterscheiden, – mit diesem Unterschied immerhin, daß die Murmeltiere wie durch ein Wunder zurückkehren, während man vom Tode nicht wiedererwacht.”

Nachdem er diese Worte ausgesprochen hatte, schwieg der Schneehase. Auch ich blieb stumm. Die allerseltsamsten Gedanken wirbelten durch mein Hirn. Er brach als erster das Schweigen:

“Ich habe mich schlecht ausgedrückt, als ich sagte, man komme nicht vom Tode zurück; ich hätte sagen sollen, daß man bisher nicht gesehen hat, daß jemand davon wiedergekehrt wäre. Der Tod ist vielleicht nur ein sehr langer Schlaf, dessen Dauer man noch nicht ermessen kann. Wenn man von einem Schläfe von sechs Monden zurückkehrt, warum sollte man da nicht aus einem Schläfe mehrere Jahre, ja selbst mehrere hundert Jahre wiedererwachen?”

Diese merkwürdige Rede löste mir die Zunge.

“Meister Hase”, rief ich aus, “wollen Sie sich von meiner Offenheit bitte nicht betroffen fühlen, aber man sieht, daß Sie eher ein Träumer sind als ein Philosoph. Die Einsamkeit und die Trägheit verwirren Ihr Gehirn. Wer träumte, daß man von einem Todesschläfe zurückkehre, könnte auch träumen, daß wir sechs Monde schlafen.”

“Wenn Sie mir nicht glauben”, fuhr er fort, “wenden Sie sich doch an andere. Es fehlt nicht an Tieren in diesem Land, die Ihnen bezeugen werden, ob ich lüge oder die Wahrheit spreche.”

Ich wiederholte ihm nun die Worte, die mir Meister Dachs damals gesagt hatte. Sie gaben ihm Anlaß zu sehr großer Fröhlichkeit. Er behauptet, daß der Dachs genau so wie wir mindestens drei Monde verschläfe.

“So ist die Welt”, sagte er, “Wer einen Mond lang schläft, macht sich über den lustig, der zweie schläft. Wer dreie schläft, amüsiert sich über den, der sechse schläft und so weiter. Und weder die einen noch die anderen ahnen, daß auch sie schlafen.”

“Und Sie”, sagte ich ihm, “sind Sie sicher, daß Sie nicht schlafen?”

‘Ich bilde es mir nicht ein’, antwortete er mir. “Ich weiß nur, daß es sechs Monde gibt, da ich nicht schlafe, während ihr schlaft. Wenn ich zu einer andern Jahreszeit schlafe, während ihr wacht, so müßten Sie es eigentlich wissen, und ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie mich hierüber aufklärten.”

Diese Rede flößte mir Vertrauen ein. Ich legte ihm nun meine Meinung über die Lange Nacht vor und setzte ihm auseinander, durch welche Reihe von Überlegungen ich mich überzeugt hatte, daß die Lange Nacht lediglich eine Einbildung unseres Schlafes ist. Er schien sich sehr dafür zu interessieren.

“Sie haben recht”, sagte er mir, als ich geendet hatte. “Es gibt keine Lange Nacht, alle Nächte sind gleich lang oder vielmehr alle Nächte sind ungleich, aber nur um wenig. Sie verlängern sich und nehmen unmerklich ab. Man nennt die Reihe der Tage und Nächte, während denen ihr schlaft, Winter. Sie dauert nicht zwei Monde, wie Sie es vermutet haben, sondern sechs Monde, ja manchmal sogar mehr.”

Ich stieß wiederum einen Ausruf der Überraschung aus.

“Erlauben Sie mir”, fuhr er fort, “daß ich Ihnen nahelege, die philosophische Ruhe nicht zu verlieren! Der ist nicht würdig, die Wahrheit zu suchen, der nicht darauf vorbereitet ist, alles hören zu können. Also: Jedes Jahr zur Zeit, da die Sonne hinter den Bergen verschwindet,

kehren die Murmeltiere in ihren Bau zurück und verfallen in einen Schlaf, der kein gewöhnlicher Schlaf ist.“

“Ich weiß“, sagte ich ihm, “es ist ein tieferer Schlaf, eine Art von Erstarrung.“

“Es ist mehr als ein Schlaf, es ist ein Tod. Man kann euch während dieser Zeit berühren, schütteln, packen, davontragen, selbst töten, ohne daß ihr ein Lebenszeichen von euch gebt.“

“Meister Hase“, rief ich nochmals aus, “mißbrauchen Sie die Überlegenheit nicht, die Ihnen unsere Schwäche gibt.“

“Herr Philosoph“, antwortete er mit einer immer gleich unerschütterlichen Ruhe, “am Beweisen wird es Ihnen nicht fehlen, wenn Ihnen die meinen verdächtig sind. Dieser Schlaf, der eine Art von Tod ist, dauert, wie ich Ihnen sagte, sechs Monde. Mit einiger Logik im Nachdenken hätten Sie selbst darauf kommen dürfen. Eine Parallele zwischen den Murmeltieren und den Gemsen ist Nonsens. Die Gemse trägt während fünf Monden. Sie rechneten nur zwei Monde für die Verwandlung unseres Pelzes; aber wir sind ebensolange weiß wie wir rothaarig sind, das heißt während vier Monden. Während dieser vier Monde würden wir uns ganz dem Schnee anpassen, selbst in den Augen des Adlers, wenn wir nicht die zwei verfluchten Flecken an den Ohrenspitzen besäßen, die man über den Schnee huschen sieht. Sie haben sehr richtig gedacht, daß sie eigentlich verschwinden müßten. Sie sollten auch verschwinden. Es liegt sicherlich im Plane der Natur, daß wir weiß werden wie der Schnee. Aber die Natur hat, wie es scheint, zu viel zu tun, um alles zu vollenden, was sie unternimmt. Sie beginnt und beendet nicht. Schauen Sie einmal näher zu, dann werden Sie in vielen Dingen diesen berühmten schwarzen Fleck an den Ohrenspitzen finden.“

So sprach der Schneehase zu mir.

M.02.04.04.01 / M.116

Erster Tag des letzten Viertels. – Ich habe gestern über das erste Gespräch des Schneehasen berichtet. Es machte mir solchen Eindruck, daß ich erst nicht wußte, was darauf zu antworten. Der Hase saß vor mir, blickte mir gerade ins Gesicht und lächelte immerfort. Dieses ruhige Lächeln wurde mir unerträglich. Ich war dem Ersticken nahe und entfernte mich, um Luft zu schnappen. Ich machte einen langen Spaziergang, ich weiß nicht mehr, nach welcher Seite. Wiederum glaubte ich die Hunde bellen zu hören. Aber was kümmerten mich die Hunde? Endlich fühlte ich mich durch einen unwiderstehlichen Zwang zum Lager des Hasen zurückgeführt. Ich hatte meine Gedanken gesammelt und glaubte Mittel und Wege gefunden zu haben, um seine Beweise samt und sonders zu widerlegen. Ich täuschte mich. Er fand auf alles eine Antwort. Entweder träumt er, oder er täuscht sich, aber er ist gutgläubig. Er lügt nicht.

M.02.04.04.02 / M.117

Zweiter Tag. – Der Hase behauptet, wir seien nicht die einzigen, die während der Zeit, die er “Winter“ nennt, schlafen. Er sagt, daß die Vipern schlafen, die Siebenschläfer, die Bären und

wahrscheinlich noch viele andere, abgesehen natürlich von den Dachsen. Aber wir seien es, meinte er, die von allen Bergbewohnern am längsten und tiefsten schliefen.

Er behauptet ferner, schon mehr als einmal beobachtet zu haben, mit eigenen Augen, wie die Menschen im Winter, mit sonderbaren Werkzeugen bewaffnet, die Erde aufgraben. Er versichert weiter, gesehn zu haben, mit eigenen Augen, wie sie unsere Bauen öffnen und eine ganze Familie oder gar einen ganzen Stamm im Schlafe ausnehmen, Vater, Mutter und Kinder. Die Menschen tragen sie mit sich fort, als wären es Steine. Mein Abenteuer hätte also nichts Außerordentliches an sich, außer in einem Punkte. Es war das erste und einzige Mal, daß ein auf diese Weise verschlepptes Murmeltier wieder in die Berge zurückgekehrt ist.

M.02.04.04.03 / M.118

Dritter Tag. – Es ist wunderbar, was der Hase alles zum Thema “Winter” zu erzählen weiß. Er spricht mit einiger Überhebung davon, wenn er sich auch entschuldigt, da er uns für unfähig hält, seine Begeisterung zu teilen.

Der Winter, sagte er, ist eine Jahreszeit, die keiner anderen gleicht, wohl die kälteste, aber zugleich die schönste. – Ich begreife in der Tat nicht, wie das, was kalt ist, schön sein kann. – Es regnet nie im Winter, es schneit. Es schneit derart, daß man keinen Felsen, keinen Stein mehr sieht im ganzen Tal. Die steilsten Gipfel werden weiß. Alles ist weiß, alles ist Schnee. Wenn es nicht schneit, ist der Himmel von einem dunkleren Blau als im Sommer; er ist auch viel starker mit Sternen besät. Man sieht sie sogar am heiter hellen Tag, so sehr funkeln sie.

Er gibt zu, daß die winterlichen Ernährungsschwierigkeiten im Schnee, der das Gras bedeckt, ihre Ursache haben; aber man fände immer Mittel und Wege zum Leben. Ich glaube es wohl. Sie sind eben nicht wählerisch, diese Schneehasen, sie haben keine Blumen nötig zum Leben. – Der Wind fege den Schnee von irgendeinem Grate und lege ihn frei. Sogleich begeben sich die ganze Hasenschaft des Umkreises dorthin, um zu weiden. Das Gras sei zwar verwelkt und schimmelig, aber man brauche im Winter herzlich wenig; überdies hat man keinen Durst. Eine andere, kostbarere Hilfsquelle seien die Haufen abgeschnittenen Grases, die der Mensch sorgfältig um eine lange Stange herum aufschichtet. Man schaffe sich dort ein weiches Nest, man krieche hinein, man grabe noch wärmere Stollen als die unsrigen. Es sind die einzigen Baue, die die Schneehasen kennen. Wenn das Wetter schlecht sei, so verdösen sie dort den Tag und brauchen sich um einen guten Tisch nicht zu sorgen. Das nennt er einen guten Tisch führen! Wenn das Wetter schön sei, machen sie lange Ausflüge auf dem glitzernden Schnee und kehren erst abends heim. Das Abendessen sei ja immer bereit.

Es mache – meint er weiter – den Reiz des Winters aus, daß man überall hin könne, ohne immer den Jäger und seine Hunde von seiner Spur abbringen zu müssen. Wenn sich der Schnee einmal festgesetzt habe, erscheine der Mensch nicht mehr in den Bergen, und die Sicherheit wäre vollständig, wenn nicht die Adler und die Geier wären. Sobald man am Himmel einen beweglichen Punkt erblicke, grabe man sich in den Schnee ein und baue eine Höhle.

Als ich den Hasen so in Stimmung sah, konnte ich meine Glossen über das verwelkte und verschimmelte Gras und über diese “schöne”, hundekalte Jahreszeit nicht unterdrücken. Es

war das einzige Mal während dieses langen Tages, an dem so viele Dinge gesprochen wurden, daß ihn die Ruhe verließ.

“Ich bemitleide Sie”, antwortete er mir, “jawohl, ich bemitleide Sie, daß Sie den Winter nicht kennen. Sie suchen die Wahrheit und tun recht daran; aber wenn Sie sich einen Philosophen nennen und dennoch schlafen, so beweisen Sie ziemlich klar, daß Sie von der Philosophie keine blasse Ahnung haben. Die Philosophie besteht nämlich nicht darin, zu schlafen, sondern zu wachen. Die schönen Wintertage sind ja gerade die Tage, da es sich am besten philosophieren läßt. Ihr schlaft dann, ihr falschen Grübler, wir, die echten, wachen. Wir sind allein auf der verlassenen Alp, allein unter dem weiten Himmel. Wir sind die einzigen, die sich in der erstarrten Natur bewegen, sind die einzigen, die in diesem allgemeinen Schweigen atmen. Im Sommer gibt es keine Ruhe, wenn die Natur arbeitet und der Mensch die Unruhe, die er mit sich bringt, bis in die fernsten Einsamkeiten trägt. Die Menschen haben das Bedürfnis, einander zu hören, darum leben sie zusammengedrängt in Städten und Dörfern. Im Sommer ist alles Stadt, alles Lärm, selbst die Berge. Im Winter, wenn die Luft ruhig ist, brauchen wir bloß den Atmen anhalten, und die Stille ist vollkommen. Die Natur schläft, die Seele allein wacht. Dann kommen die großen Gedanken über einen. Sprechen wir nicht vom Frühling, dieser Jahreszeit der Schwächen. Der Hase ist sich selbst genug im Winter. Ein philosophischer Einsiedler ist er dann und ein König der Berge. Stört ihn nicht, ihr unterirdischen Wühler und quält ihn nicht mit zudringlichen Fragen. Ihr fragt ihn, was der Winter ist. Soll er es euch sagen? Gibt es denn überhaupt eine gemeinsame Sprache zwischen euch und ihm? Könntet ihr das in Gedanken sehen, was er mit seinen lebendigen Augen sieht? Lebt einmal einen Winter lang mit ihm, atmet mit ihm diese schweigsame Luft, und ihr werdet wissen, was der Winter ist. Wenn ihr ihn aber nicht kennt, so haltet besser euren Mund. Wer schläft, der soll gefälligst schweigen.”

Also sprach der Schneehase, und seine Reden überzeugten mich. Er hat recht. Wach sein ist der Weg und die Vorbedingung aller Erkenntnis.

M.02.04.04.07 / M.119

Siebenter Tag. – Die Tage gehen vorüber. Ich lasse mir die Reden des Schneehasen immer wieder durch meinen armen Kopf gehen. Wo ist die Wahrheit, wo der Irrtum?

Ich nehme es jetzt als bewiesen an, daß die Lange Nacht keine endlose, ununterbrochene Nacht ist, sondern eine Reihe von ganz normalen Tagen und Nächten, die langsam wachsen und abnehmen. Bis zur Möglichkeit durch den Erfahrungsbeweis stelle ich diesen ersten Punkt außer Frage.

Was die Dauer unseres Schlafes betrifft, so muß ich anerkennen, daß viel Wahrscheinliches in den Folgerungen des Schneehasen liegt. Was er weiter erzählte vom Wechseln seines Pelzes, hat mich betroffen. Ich habe keinen Grund, seine Angaben anzuzweifeln. Ich sehe übrigens nicht ein, warum wir nicht drei, vier, fünf, ja sechs Monde lang schlafen sollten gerade so gut wie zwei. Es ist ein wenig wunderbar, das gebe ich zu, und die Sache ist bei aller Phantasie nicht so einfach zu verstehen, aber ausgeschlossen ist es jedenfalls nicht.

Dagegen sträube ich mich aber, daß dieser Schlaf sich nicht anders vom Tode unterscheiden soll als durch das schließliche Erwachen. Kann es einen solchen Schlaf geben? Meister Hase mag es wohl behaupten, aber jedes Wort glaube ich ihm doch nicht. Wir schlafen; gut; aber unser Blut fließt noch, wenn auch langsamer. Wir atmen, es ergeben sich Stoffumwandlungen in unserem Körper, die keine Zersetzungen sind. Mit einem Wort, wir leben! Wie kann er da behaupten, daß wir nichts weiter seien als ein fühlloses totes Stück Fleisch, mit dem man machen kann, was man will? Was lebt, lebt und ist nicht fühllos. Das soll er anderen weismachen, daß dieser Schlaf der Tod ist, aber ein Tod, von dem man zu gegebener Zeit wieder aufersteht.

M.02.05.01.01 / M.120

Trockenmond, Erster Tag des Neumonds. – Es gibt Augenblicke, in denen alles wieder in Ungewißheit zurückfällt, selbst das, was ich bewiesen glaubte, und was außer Zweifel stand. Diese Schneehasen wissen nicht, was ein Murmeltierauge ist. Sagte er nicht, daß es dunkel sei in meinem Bau? Das sind Äußerungen eines Träumers, der die Nacht in seinem Lager verbringt! Sie haben ja keine Augen. Wenn sie in einem Bau wie dem unseren wohnten, würden sie sehen können, daß die Sonne aufgeht? Sie würden nicht nur sechs Monde lang schlafen, sondern zwölf, wenn es wahr ist, daß das Jahr zwölf Monde hat. Uns entgeht kein leisester Lichtschimmer. Ein verstohlener Strahl füllt meinen Bau stets mit Licht. Nein, er macht sich keine Vorstellung davon, dieser traurige Bewunderer des Winters, was die Sonne für ein Murmeltier bedeutet. Die Sonne ist unser Leben. Wenn sie wiedererscheint nach der Langen Nacht, erzittern wir selbst im Schoß der Erde... Es ist einfach nicht möglich, daß die Sonne hundert oder zweihundert Male über die Berge steigt und unsere Bauten anleuchtet, und daß kein Murmeltier davon eine Ahnung haben sollte.

Ich weiß wirklich nicht, was glauben.

M.02.05.01.02 / M.121

Zweiter Tag. – Ich weiß es: er lügt nicht, aber er träumt. Ich kam selbst zu der überraschenden Einsicht, daß auch ich träume, ja, daß wir alle träumen, daß jeder nach seiner Art in seinem Lager oder in seinem Bau träumt. Der Schneehase träumt, daß es einen Winter gibt, daß während dieser Zeit die Sonne aufgeht, daß er sie aufgehen sieht; das Murmeltier träumt, daß es eine Lange Nacht gibt, während der sich seltsame Dinge ereignen. Er träumt, daß er wacht, und ich träume, daß ich schlafe.

M.02.05.01.03 / M.122

Dritter Tag. – Ich werde morgen zum Lager des Hasen zurückkehren und ihm ein Bündnis vorschlagen. Wenn er mein Freund ist, und wenn es wahr ist, daß wir einen todesähnlichen Schlaf schlafen, so soll er mich im Winter besuchen und mich wecken. Wir werden dann zusammen schauen gehen, wie die Murmeltiere schlafen. Anders werde ich mich nie überzeugen lassen. Ich will sehen, bevor ich glaube.

M.02.05.01.04 / M.123

Vierter Tag. – Ich führte meinen Besuch aus und kehre wenig erbaut davon zurück.

Er war sehr artig; er kam mir entgegen und duzte mich sofort, wie es ein Freund tun würde, ja fast wie ein Vater.

“Du flößest mir ein brüderliches Mitleid ein”, sagte er mir, “ich liebe dich so sehr, wie ein Schneehase überhaupt einen schwarzen Bewohner eines Erdloches lieben kann. Verzichte auf diese schmutzigen Schlupflöcher, teile mein Lager mit mir, dann will ich dich lieben wie mich selbst.”

Ich benützte seine gute Laune, um ihm meinen Vorschlag darzulegen. Beim Zuhören schnitt er aber recht sonderbare Grimassen, und seine Ohren wurden von merkwürdigen Zuckungen erfaßt. Er stellt sie auf und wirft sie lebhaft nach hinten, wenn er zeigen will, daß eine Sache ihm mißfällt, oder daß er nicht daran glaubt.

“Mein Sohn”, sagte er, “ich bin bereit, für dich alles zu tun, was einem Schneehasen möglich ist, aber verlange nicht von mir, was nur die Götter können, die Sonne und vielleicht die Menschen. Ich kann dich wohl töten in deinem Winterschlaf, aber ich kann dich nicht aufwecken.”

“Du wirst mich schütteln, bis ich wach werde.”

“Da kann ich lange rütteln, wenn dein Schlaf sechs Monde dauern muß, so wird er sechs Monde dauern.”

“Du wirst deine Krallen schärfen und sie mir ins Fleisch hauen.”

Er schüttelte den Kopf.

“Du wirst mich in die Pfoten beißen, in die Ohren, überall hin.”

Er schüttelte den Kopf.

“Du wirst diesen Bart ausreißen, der sich kräuselt wie kein anderer Murmeltierbart.”

Er schüttelte den Kopf.

Nun fühlte ich den hellen Zorn in mir aufsteigen.

“Deine Ausflüchte täuschen mich nicht”, rief ich aus. “Nun habe ich deine Lügen aufgedeckt und deinen Dünkel an den Tag gebracht. Wer bist denn du, daß du dir das Recht herausnimmst, das alte und edle Geschlecht der Murmeltiere so schmachvoll zu behandeln? Mit unserer Geschicklichkeit stecken wir dich samt deiner Leichtfüßigkeit hundertmal in die Tasche. Wir sind die Hellsichtigen, mein Lieber, nicht du. Du brauchst die volle Sonne, um zu sehen, armer Blinder! Wir aber sehen auch tief im Schoß der Erde. Wir schlafen, das ist wahr,

aber wir sind nicht fühllos, unser Herz schlägt wie immer, und ich selbst habe seine Pulsschläge gezählt.“

Kaum hatte ich diese Worte ausgesprochen, als ich auch schon ihre zu große Heftigkeit bereute; aber der Hase schien nicht beleidigt.

“Ich weiß nicht, was in deinem Herzen vorgeht“, fuhr er fort, “meine Beobachtungen sind nicht bis dorthin vorgedrungen, aber das eine weiß ich, daß ihr im Winter gefrorene Fleischstücke seid, die erst von der Sonne im Frühling aufgetaut werden. Wenn du willst, daß ich dir ein eingeschlafenes Murmeltier zeige, so komm in mein Lager und trachte darnach, selbst nicht einzuschlafen.“

Nein, ich werde sein Lager nicht teilen. Dieser Schneehase ist ein Egoist und ein Phantast. Warum kommt er nicht zu mir, um meinen Bau zu teilen? Mich schaudert vor diesen elenden Hasennestern.

M.02.05.01.05 / M.124

Fünfter Tag. – Es ist eigentlich lustig, wenn er von unseren dreckigen Löchern spricht. Das Murmeltier, Meister Hase, ist das reinlichste Tier der Berge, während Sie...! Doch genug.

M.02.05.01.07 / M.125

Siebenter Tag. – Mir kommt ein guter Einfall. Ich werde ihn morgen doch um Gastfreundschaft bitten, wenigstens für einige Tage. Diese erstarrten Körper und diese Sonne, die sie auftauen soll, gehen mir nicht aus dem Kopf.

M.02.05.02.01 / M.126

Erster Tag des ersten Viertels. – Katastrophe, Mord, Schandtat! Er war mein Freund. Ich werde tiefe Trauer während acht Tagen, wie ein Gatte für seine Frau, ein Kind für seinen Vater.

M.02.05.03.02 / M.127

Zweiter Tag des Vollmonds. – Die für die Trauer vorgeschriebenen Tage sind vorbei. Ich habe während dieser Zeit keine Pfote gerührt, keine Arbeit getan. Ich habe getrauert.

O, Vorsehung der Götter. So habt ihr also während der ganzen Zeit Gerechtigkeit ausgeübt! Die Unschuldigen werden nur geboren, damit die Bösewicht fett werden.

Ich hatte den Weg gegen sein Lager eingeschlagen und lief, was ich konnte. Ich hatte mich nicht nur an den Gedanken gewöhnt, einige Nächte in seinem Lager zu verbringen, ich sah sogar darin die prickelnde Anziehungskraft des Neuen. Ich war geradezu ungeduldig, mit ihm gemeinsam diese frierenden und wieder auftauenden Körper zu beobachten. Weiter hatte ich mir vorgenommen, ihn um Verzeihung zu bitten für die etwas unbedachten Äußerungen, die mir in meinem Zorn entschlüpft waren. Ich marschierte also in munterem Schritt, ohne immerhin die Vorsichtsmaßnahmen zu vergessen, die ein alter, fünfmaliger Familienvater zu

treffen gewohnt ist. Ich suchte die gut gedeckten Orte und faßte wie immer irgendeinen nahen Unterschlupf ins Auge. Wenn ich mich der Sicht vom Himmel her aussetzen mußte, hob ich zuerst die Augen, um mich zu versichern, ob nichts Verdächtiges in der Luft schwebte. Alles ging gut bis zu einem letzten Felsblock, von dem aus ich das Lager meines Freundes sehen konnte. Ich schlüpfte einen Augenblick unter. Er sah mich und stürzte mir unbesonnen entgegen. Ich ließ einen schneidenden Pfiff hören; ich hatte eben einen Punkt entdeckt, der sich zwischen den Wolken bewegte. Es war zu spät. Ich wurde wie betäubt vom Geräusch großer Flügel und sah einen schwarzen Vogel schneller als ein Blitz auf seine Beute herabstürzen. Der Hase hatte sich vor Schreck wie tot auf dem Boden ausgestreckt. Es nützte ihm nichts. Er hing zwischen den Krallen des Geiers, der ihn davontrug. Ich folgte ihm mit den Augen. Er machte keine Bewegung. Mit gesenktem Kopf und hängenden Ohren schien er ruhig und gefaßt sich in sein Geschick zu fügen.

M.02.05.03.03 / M.128

Dritter Tag. – Ich werde dem Schneehasen ein treues Andenken bewahren. Er hatte zwar eine zu hohe Vorstellung von den Rassen, die ein Lager besitzen und verachtete zu sehr die, die sich Baue graben. Er hatte auch zuviel Vertrauen in seine Leichtfüßigkeit, und das wurde ihm zum Verderben. Aber er war ein guter Kerl, er schätzte die Philosophie, er hatte einen erfinderischen und enthusiastischen Geist und er verstand Beleidigungen zu verzeihen. Er liebte mich wirklich. Er rannte mir aus einer spontanen Freundschaftsregung entgegen und fand so den Tod. Ich werde ihn immer vor mir sehen, wie er unbeweglich zwischen den Krallen des Geiers hing.

Es braucht Zeit, um sich zu verstehen und sich einander anzupassen, wenn man ererbte Angewohnheiten hat und wenn die Charaktere derart verschieden sind. Ich glaube dennoch, daß wir schließlich wie Brüder gelebt hätten. Die gemeinsame Suche nach der Weisheit der Dinge ist die stärkste aller Bindungen. Möge deine Seele in Frieden ruhen, du einziges Wesen auf der Welt, das mir seit meinem Unglück wohlgesinnt war. Du, der du der Vertraute meiner geheimsten Gedanken hättest werden können, der Gefährte meiner Arbeit, mein Führer vielleicht auf den rauhen Pfaden der Erkenntnis. Die Götter waren streng; sie trennten uns im Augenblick, als eine engere Freundschaft uns vereinen wollte. Sie zeigten nur den einen dem andern. Mögen sie doch wenigstens Mitleid mit dir gehabt haben im Tode, mögen sie dein Leiden abgekürzt haben! Mögen sie von allen Stimmen der Erde nur die meiner Trauer und meiner unwandelbaren Freundschaft zu deiner Seele gelangen lassen.

M.02.05.03.04 / M.129

Vierter Tag. – Ich fühle mich unfähig, den Faden meiner Gedanken wieder aufzunehmen. Mein Hirn ist leer, und die Welt scheint mir verödet.

M.02.05.04.02 / M.130

Zweiter Tag des letzten Viertels. – Die Tage folgen einander, und der Mut kehrt mir nicht wieder. Ich habe noch nie ein solches Gefühl der Einsamkeit verspürt.

M.02.05.04.04 / M.131

Vierter Tag. – Ich unternahm heute einen Ausflug, um mich zu zerstreuen und die schweren Gedanken zu verjagen. Ich hatte die Absicht, die Dent Noire zu besteigen, den höchsten Gipfel des Tales. Ein Gewitter zwang mich zur Umkehr.

M.02.06.01.01 / M.132

Fetter Mond, Erster Tag des Neumonds. – Gewitter auf Gewitter! Der Blitz schlug mehrere Male in den Gipfel der Dent Noire. Warum war ich nicht dort oben?

M.02.06.01.03 / M.133

Dritter Tag. – Die Hunde wüten. Der Mensch ebenfalls. Er vermischt seinen Donner mit dem des Himmels. Mehrere Murmeltiere wurden getötet. Unser Land entvölkert sich.

M.02.06.01.04 / M.134

Vierter Tag. – Die Natur, die auf Erden die übelwollenden Rassen begünstigt und sich beliebig vermehren läßt, hat drei davon noch gefürchteter gemacht als alle andern: den Geier, den Hund und den Menschen.

Der Geier ist das schrecklichste aller Tiere wegen der Kraft seiner Flügel und seiner blitzartigen Geschwindigkeit. Die einzigen Tiere, die ihm entgehen, sind die, die er wegen ihres Gewichtes nicht forttragen kann, und auch die fürchten ihn noch wegen ihren Jungen. Er fliegt nicht, er stürzt sich auf sein Opfer und entführt es. Seine Macht ist ein Verhängnis. Er hat fahlrote, von lebendem Fleisch umrahmte Augen, einen hakenförmigen Schnabel, immer geschärfte Krallen, den Hals zum Beutesuchen ausgestreckt. Man schaudert beim Gedanken an sein Nest, das ein Beinhaus sein muß, beim Gedanken an die Henkersreise, die die Tiere machen müssen, bis er sie für seine Jungen in Stücke reißt. Es ist entsetzlich, sich diesen Tod vorzustellen, umso entsetzlicher, als er langsam ist. Das Opfer atmet und zuckt noch unter seinem scheußlichen Schnabel, der ihm Fleischfetzen aus dem Leibe reißt, und unter den spitzen Krallen, die seine Eingeweide zerwühlen.

Dennoch ist der Geier eher blutdürstig als grausam. Nicht er ist grausam, sondern die Natur, die ihn gefräßig zur Welt kommen ließ und ihm sagte: "Du wirst von dampfendem Fleisch leben!" Er hat Hunger, er macht Jagd auf die Tiere wie wir auf die Blumen. Er braucht Murmeltiere und Hasen, wie wir den Klee oder die Soldanelle. Er trinkt das Blut seiner Opfer, wie wir den Tau aus den Kelchen des Enzian oder aus den Bechern des Frauenmantels schlürfen. Die Natur bestimmt, daß es wenigstens einen Geierhorst in jedem Tal gibt, oft zwei, oft mehr. Die Natur hat diese ewige Drohung über alle Lager und alle Baue verhängt, über alles, was weidet und nistet. Warum hat sie diese Tyrannen der Luft erschaffen? Warum hat sie ihnen die wohnbare Welt zugeteilt? Wer weiß es? Die Natur hat ihre geheimnisvolle Pläne, ihre ehernen Gesetze, in die wir nicht eindringen können, die wir aber erdulden müssen. Glückliche Unfruchtbaren! Glückliche Gattinnen, die nicht gesäugt haben; denn für den

Geier füllen sie die Lager und Baue. Mit dem Geier schwebt der Geist des Mordes am Himmel und über der Erde.

Es ist weniger schrecklich, unter die Zähne des Hundes zu fallen, als in die Klauen des Geiers. Der Hund entführt uns nicht, er zerreißt uns nicht langsam, er zerstückelt uns nicht; er erwürgt uns und alles ist zu Ende.

Nichtsdestoweniger ist der Hund scheußlicher und grausamer als der Geier. Er hat nicht Hunger, er jagt, um zu jagen, er erwürgt, um zu erwürgen. Gewisse Rassen sind ihm verhaßt, er muß sie vernichten. Das ist eine Notwendigkeit seiner Natur, ein unwiderstehlicher Instinkt. Wir armen Murmeltiere gehören zu diesen verhaßten; auch die Hasen sind darunter. Was haben wir ihm angetan? Welchen Schimpf muß er mit unserem Blute abwaschen? Was gibt es Gemeinsames zwischen ihm und uns? Er hat uns wegen des Bösen, das wir ihm nicht angetan haben. Die Unschuld ist ihm verhaßt.

Wild geboren, hat der Hund in der Sklaverei seine widernatürlichen Instinkte ausgebildet. Denn der Hund ist der Sklave des Menschen. Die Mehrzahl der Tiere werden fett in der Knechtschaft und schwer, faul zum Jagen, schwerfällig zum Laufen. Der Hund dagegen wird unersättlicher, hitziger, geschickter und gewandter. Die Menschen unterrichten ihn. Sie beenden das Werk, das von der Natur nur angedeutet wurde. Zu dem instinktiven Haß, den der Hund gegen uns besitzt, kommt nun als neues Reizmittel der Wunsch hinzu, seinem Herrn zu gefallen. Wenn er einen Hasen oder ein Murmeltier packt, so legt er sein Opfer zu Füßen des Menschen, der ihm schmeichelt und ihn liebkost. Der Hund ist gierig nach diesen Liebkosungen. Er krümmt sich vor Behagen und ist vor Freude außer sich unter der Hand, die ihn streichelt. Niemand verlangt die Freiheit mit gleicher Inbrunst wie der Hund den Preis seines Gehorsams. Er hat Gefallen an der Niederträchtigkeit. Man sagt, daß ihm der Mensch den Abfall der Jagd, die Eingeweide des Opfers, als Fraß vorwirft, und daß dieser ekelhafte Schmaus für ihn Ehre und Ruhm bedeutet.

Der Hund besitzt kein feines Ohr, er besitzt auch kein durchdringendes Auge; aber er hat einen außerordentlichen Geruchsinn. Kein anderes Tier weiß so geschickt eine Spur zu entdecken und zu verfolgen; dies läßt ihn gefährlich werden. Er läuft mit gesenktem Kopf, wittert nach rechts und nach links. Der allergeringste Geruch eines Hasen oder eines Murmeltiers läßt ihn plötzlich zusammenfahren und erfüllt ihn mit einer wilden Trunkenheit. Er stürmt los, folgt der Spur mit der ganzen Geschwindigkeit seiner langen und schlanken Beine und stößt ein wildes Geheul aus. Er gibt einen besonderen Laut von sich, wenn er jagt. Es tönt wie eine Mischung von Raserei und Wollust. Er kennt die Ermüdung nicht. Die allerentlegensten Einsamkeiten, die glühende Sonne, der Schnee oder der nackte Fels, sie kümmern ihn nicht; er rennt Stunden, Tage keuchend herum mit schrecklich heraushängender Zunge, erschöpft, mit blutigen Füßen. Wenn die Kräfte ihn verlassen, so treibt ihn die Leidenschaft weiter.

Gewisse lang und niedrig gebaute Hunde bringen es fertig, in unsere Baue einzudringen. Glücklicherweise sind unsere Stollen eng, so daß sie gezwungen sind, zu graben, um sie zu verbreitern. Währenddessen haben wir Zeit, durch einen andern Ausgang zu entwischen, oder wir graben uns etwas tiefer ein. Ich sah einmal im langen Hauptgang meines Baues plötzlich die Augen eines Hundes aufleuchten. Er war bis zu einer Verengung gekommen, die

von einer Arvenwurzel verursacht wurde, und konnte nicht mehr vorwärtsdringen. Wir blickten uns gegenseitig an, er wütend, ich ruhig. Das dauerte Stunden. Ich sehe sie noch vor mir, diese entsetzliche Auge; und wenn ich zehn Murmeltierleben lebte, ich würde sie immer noch sehen. Sie drückten nur eines aus, den Blutdurst.

Ein Hund ist stärker als ein Murmeltier. Immerhin, wenn die Murmeltiere wirklich wollten, wenn sie es verstünden, sich zu einigen, würden sie leicht Herr über diese herumstreifende Hunde, die allein in den Bergen jagen. Aber jede Murmeltierfamilie lebt für sich und nur für sich. Die Kinder flüchten, die Mutter flüchtet, der Vater flüchtet. Niemand denkt an Widerstand. Es ist freilich wahr: Wenn man den Hund hört, hat man allen Grund, anzunehmen, daß auch der Mensch nicht mehr weit ist, dieser Tyrann, diese Vogelscheuche der Schöpfung!

M.02.06.01.05 / M.135

Fünfter Tag. – Ich glaube, es ist gut, ein wenig vom Menschen zu sprechen.

Es gäbe zweifellos ebenso viele Menschenarten wie Menschen, wenn man sie nach den Fellen einteilen würde, die sie zum Auswechseln besitzen, Diese Felle sind in Form und Farbe nämlich sehr verschieden. Der Mensch zieht sie nach seinem Gutdünken an oder legt sie weg. Man nimmt aber allgemein an, daß diese Felle ihm nicht angeboren sind, sondern daß er sie herstellt. Alles, was ich während der Zeit meiner Gefangenschaft wahrnehmen konnte, hat mich in dieser Ansicht bestärkt. Es ist eine Eigenart des Menschen, daß er eine Menge Dinge vollbringt, die kein anderes Tier je gemacht hat noch jemals machen wird.

Der Mensch ist das mißratenste aller Tiere. Er besitzt eine Mähne, die bei den einen das ganze Gesicht umrahmt, während sie bei andern nur die obere Hälfte des Kopfes beschützt. Sie fällt ihm mit dem Alter aus, das heißt zur Zeit, wo er sie am nötigsten bräuchte, um sich vor der Kälte zu schützen. Man weiß übrigens nicht genau, zu was sie ihm dient. Die am stärksten damit versehen sind, tragen dennoch eine Bedeckung auf dem Kopf. Soviel man beurteilen kann, ist der Rest des Körpers nackt außer den Fellen, mit denen man ihn einwickelt. Die andern Tiere besitzen alle eine Farbe; die Kuh ist schwarz, rot oder weiß gefleckt; der Hase ist im Winter weiß, im Sommer rötlich; der Bär ist braun; das Murmeltier hat ein anmutiges Fell, das vom Grauen ins Schwarze spielt. Die Haut des Menschen allein hat keine bestimmte Farbe. Sie ist halb duchscheinend und läßt Fleisch und Blut erahnen. Dies ist ohne Beispiel in der Natur. Sogar der Mensch selbst hat ein Gefühl für diese Ungeheuerlichkeit, und dies ist wahrscheinlich der Grund, warum er sich mit falschen farbigen Fellen bedeckt. Aber er behält das Gesicht frei und die Hände ebenfalls, was sehr dazu verlockt, hineinzubeißen. Wenn ich ein wildes Tier wäre, so würde ich viele Menschen fressen.

Der Mensch setzt sich wie wir und hält sich auf den hintern Füßen aufrecht; dagegen kann er nicht auf allen Vieren gehen. Das Wahre ist, diese beiden Methoden je nach Bedarf zu benutzen, wie es die Murmeltiere tun. Der Mensch steht nicht fest auf seinen zwei Füßen, es sieht immer aus, wie wenn er am Straucheln und Fallen wäre. Oft bedient er sich eines Baumzweiges, um seinen langsamen und linkischen Gang zu stützen. Er läuft schwerfällig. Wie könnte er auch leichtfüßig rennen, gebaut wie er ist. Es gibt gar kein Verhältnis zwischen den dicken und unförmlichen Pfeilern seiner Hinterbeine und seinen Vorderfüßen, die kürzer und

schlanker sind, und die er nur als Arme verwenden kann. Auch wir tun das hie und da, aber nur wenn dies uns behagt.

Der Mensch wäre das ungefährlichste aller Tiere, denn er ist das allerunbeholfenste, wenn er nicht durch Geschicklichkeit das ersetzte, was die Natur ihm verweigerte. Er hat keinen Geruchssinn, kein Gehör, seine Sehkraft ist eine ganz gewöhnliche; aber er hat einen erfinderischen Geist. Er setzt an seine Augen ein langes Instrument, mit dessen Hilfe er seine Beute auf jede Entfernung entdeckt; er trägt gewöhnlich auf der Schulter ein anderes, noch längeres Instrument, das er gegen seine Opfer richtet, und aus dem er Feuer und Rauch treten läßt und kleine runde schwere Steine, die auf die Entfernung die treffen, die er erreichen will. Es kann nur ein Gott sein, der ihn lehrte, so mit dem Feuer umzugehen. Warum gerade ihn eher als andere? Eher als uns zum Beispiel? Was hat der Mensch denn getan, um diese Gunst zu verdienen? Ist es ein Verdienst in den Augen des Himmels, unschuldiges Blut zu vergießen?

Der Mensch besitzt einen Zauber: Gewisse Arten von Tieren beugen sich vor ihm, erkennen ihn offen als ihren Herrn an und dienen ihm mit Leidenschaft. Die andern wieder fürchten und hassen ihn. Er ist nicht blutdürstig wie der Geier, man hat ihn nie das Fleisch seiner Opfer zerreißen noch ihr Blut trinken sehen. Er ist nicht für den Mord geboren. Er hat weder scharfe Krallen, noch einen krummen Schnabel, noch spitze Zähne. Er jagt trotzdem, aber kaltblütig. Er scheint gegen uns keinen instinktiven Haß zu haben. Er ist nicht grausam, er ist nur ehrgeizig und neidisch. Der Mensch will, daß man ihm einen Tribut der Unterwerfung zahle. Seine Leidenschaft ist es, zu herrschen oder wenigstens herrschen zu glauben. Er umgibt sich gerne mit Sklaven. Jedes freie Wesen ist ihm ein Schimpf. Sein Traum wäre, der umfassende Herr zu sein. Er wird ihn nicht verwirklichen, bevor er nicht die freien Kinder der Berge von der Erde gefegt hat. Daran arbeitet er. Er tötet uns, weil er uns nicht zur Dienstbarkeit zwingen kann. Das ist seine Art, sich wegen seiner Ohnmacht zu rächen. Töte er so viel er möge, wir werden ihm nicht die Freude bereiten, ihm Gefolgschaft zu leisten. Die Rassen, die zur Freiheit geboren sind, werden den Menschen und seine Schergen ewig hassen.

Das Reich des Menschen vergrößert sich zusehends. Bei seinem Vorrücken breitet sich Einöde um ihn aus, die er mit seinen Kreaturen bevölkert. Durch welchen Einfall hat die Natur dieses mißratentste Wesen, das aus ihren Händen hervorgegangen ist, zur Regentschaft bestimmt? Ich verstehe es nicht; aber eins ist sicher: Der Mensch vermehrt sich, und die Murmeltiere nehmen ab. Von unseren früheren Mengen blieben nur noch ein paar Stämme im Talhintergrunde übrig; auch dieses ist ein wenig sicheres und immer mehr verletztes Asyl. Unsere Vorfahren erinnerten sich nicht, daß sie je in diesem Tale die Silhouette eines Menschen sich auf den Graten der Gipfel gegen den Himmel abzeichnen sahen. Das sieht man jetzt, wenigstens im Sommer, fast jeden Tag. Sie hissen sich dort in Karawanen von Fels zu Fels. Sie stoßen und ziehen einander, sie tun es so lange, bis es ihnen gelingt. Man muß dann hören, wenn sie den Gipfel erreicht haben, wie sie mit großem Freudengeschrei den Sieg feiern, den sie über ihre Ungeschicklichkeit davongetragen haben. Der Mensch will nicht nur über die Tiere herrschen, sondern über die Erde selbst. Er schwor, keinen einzigen Ort von seiner Gegenwart unbeschmutzt zu lassen. Soviel Hochmut aber wird und muß die Geduld des Himmels erschöpfen. Wenn die Welt nicht für den Triumph der Ungerechtigkeit geschaffen wurde, so muß der Mensch und sein Ruhm vorübergehen.

Ich machte in meiner Gefangenschaft eine erstaunliche Entdeckung: der Mensch könnte gut sein, er ist es sogar hie und da. Vergebens sträubte sich alles in mir, daran zu glauben, aber ich sah in seinen Augen einen sanften Strahl des Mitleids glimmen. Es braucht einige Angewöhnung, sich hierein nicht zu täuschen. Seine bewegliche Augen, die mitten im Gesicht stehen, flößen Furcht ein beim ersten Anblick. Kein Tier hat einen bestimmteren und keines einen flüchtigeren Blick. Man ist nie sicher vor diesen Augen. Mit der Zeit jedoch lernt man in ihnen lesen. Man liest am häufigsten Gedanken des Hochmuts oder der Schurkerei; aber ich las hie und da auch ganz bestimmt Gedanken der Güte. Am Tag, da mich der Mensch mit der langen feinen Mähne, der mir ein paar Arvenkerne schenkte, in die Berge zurücktrug, sah ich in seinen falschen blauen Augen ein wirkliches Lächeln. Ich bin jetzt überzeugt, daß er mir die Freiheit schenken wollte. Man glaubt, daß diese Menschen mit den feineren Mähnen Weibchen sind. Ich glaube es auch, und das erklärt, warum mehr Milde in ihren Bewegungen und in ihrem Ausdruck ist. Aber nicht sie allein sind fähig zum Wohlwollen. Der Mensch, der morgens und abends die Kuhmilch holte, hatte doch gewiß eine zerzauste Mähne und wilde Züge. Dennoch sah ich auch seine Augen glänzen, während er seine Hand um den Hals der braunen kleinen Kuh legte, die er niemals zu lieblosen vergaß. Er wünschte auch mir nichts Übles. Gerne hätte er mir einen Teil seiner Liebkosungen geschenkt. Ich wies sie wegen meiner Gefangenschaft zurück, und ich würde sie auch heute noch in der Freiheit zurückweisen. Denn was soll man schließlich von einem Wesen denken, das fähig zum Wohlwollen ist und darin doch nicht seine Befriedigung findet? Dies ist unerhört in der Schöpfung. Ich verstehe den Geier, der nichts von Erbarmen weiß; ich verstehe den Hund, der aus nichts als Niedertracht und Wildheit besteht. Aber der Mensch! Warum hält er die gefangen, die er lebt? Warum vergießt er das Blut derer, mit denen er Mitleid hat? Was ist das für eine Denkweise, die darin besteht, heute mitleidig zu sein und morgen unerbittlich? Ich rufe den Himmel zum Zeugen an: es gibt ein Tier, das gut sein könnte und das schlecht sein will. Dieses Scheusal nennt sich Mensch. Das Glück überhäuft ihn mit seiner Gunst, und er stürmt anmaßenden Schrittes zur Herrschaft der Welt.

Der Mensch ist nach dem Murmeltier das größte Rätsel der Natur.

M.02.06.01.07 / M.136

Siebenter Tag. – Es tat mir wohl, hier alles zu sagen, was ich über unsere Verfolger denke. Das entschädigte mich für die Dent Noire. Ich fühle mich wesentlich erleichtert.

M.02.06.02.01 / M.137

Erster Tag des ersten Viertels. – Der erste Gedächtnistag des Todes des Schneehasen. Ich habe ihn während eines ganzen Monats beweint, ich werde noch mehrere Monate um ihn trauern.

Man lehrt allen Murmeltieren schon in ihren ersten Lebenstagen, daß es eine Vorsehung gibt, und daß die Götter für Gerechtigkeit im Himmel und auf Erden sorgen, daß sie die Guten in allem Vorhaben begünstigen und die Schuldigen sicher bestrafen. Ich frage mich, ob diese Religion nicht aus einer Zeit stammt, in der die Rasse der Murmeltiere die blühendste allerer war, die die Berge bewohnen. Es ist eine Religion glücklicher Leute. Die Menschen müssen heutzutage eine ganz ähnliche besitzen. Wir armen Murmeltiere glauben, was wir noch können! Ich bin sicher, daß die Menschen von ihr selbst überzeugt sind.

M.02.06.02.02 / M.138

Zweiter Tag. – Der Augenblick ist gekommen, sich aufzuraffen. Die Jahreszeit rückt vor. Man muß entweder auf die Philosophie verzichten oder sich für die Wachen der Langen Nacht vorbereiten.

Nachdem die Menschen in der letzten Zeit ihre Anwesenheit durch ein schauerliches Gemetzel unter den Murmeltieren dokumentiert hatten, zogen sie sich heute auf die unteren Alpweiden zurück. Die Herden gingen voraus. Sie vollführten mit ihren Glocken einen blödsinnigen Lärm.

M.02.06.02.03 / M.139

Dritter Tag. – Je mehr ich darüber nachdenke, desto mehr bin ich durchdrungen und überzeugt, daß ein tiefer Sinn und eine große Wahrheit in den letzten Worten des Schneehasen liegt. Der Schlaf der Langen Nacht hätte also zur einzigen Ursache die Kälte, die von außen nach innen dringt; es wäre ein Phänomen gleicher Art wie das des Frierens und Auftauens. Wenn die Lange Nacht lange genug dauerte, daß die Abkühlung eine vollständige wäre, so würden wir sterben; aber die Abkühlung ist keine vollständige. Es bleibt im Herzen ein Wärmeherd, dessen Tätigkeit die Oberhand gewinnt, sobald die Temperatur milder wird.

Diese Theorie hat viel Wahrscheinlichkeit für sich. Etwa Ähnliches erleben die Pflanzen, die nicht zugrunde gehen beim Herannahen der Langen Nacht. Die Buchen in den Taltiefen zum Beispiel oder die Lärchen sind äußerlich gefroren, wenn wir von unserem Schlaf erwachen. Sie haben keine Blätter mehr, das Holz ist voll Frost, und der Saft zirkuliert nicht mehr. Aber es bleibt im Mittelpunkt ein Lebenszentrum, das seine Wärme dem Stamm und den Zweigen abgibt, sobald die Jahreszeit günstig genug ist.

Die gleiche Theorie würde im übrigen auch den Instinkt erklären, der und dazu treibt, unsern Bau mit Heu auszustopfen, unsere Stollen dicht zu verschließen und uns so nahe wie möglich aneinander zu pressen, um dann einzuschlafen. So verstünde man auch unsere Unempfindlichkeit während dieser Schlafperiode. Das gänzlich frostdurchkältete Fell ist gefühllos, ist wie tot. Man müßte tief stechen, bis wir etwas spürten.

Wenn andere Tiere diesem Schlaf nicht unterworfen sind, müssen sie eben ein heißeres Blut besitzen oder einen besseren Pelz, vielleicht beides zugleich.

Je mehr sich diese Erklärung in mir festigt, desto größer ist mein Ungeduld, ein erstarrtes Murmeltier zwischen meinen Pfoten zu halten. Wann wird dies sein?

M.02.06.02.04 / M.140

Vierter Tag. – Ich fühle mich wie neugeboren und aufgeheitert. Ich bin sichtlich auf der richtigen Spur. Habe ich einmal dieses Ziel erreicht, so ergibt sich alles weitere von selbst.

M.02.06.02.05 / M.141

Fünfter Tag. – Ich sah heute einen Schneehasen in einiger Entfernung an meinem Bau vorüberlaufen. Ich weiß ungefähr, wo sein Lager ist. Es wäre für mich nicht schwierig, mit ihm eine Freundschaft anzufangen wie mit dem andern. Aber der, den ich liebte, ist tot. Ich werde ihm keinen Nachfolger geben; wenigstens heute noch nicht.

Ich beobachtete, daß sein Haar schon weiß wurde. Ich schließe daraus, daß die Lange Nacht dieses Jahr frühzeitig beginnt.

M.02.06.02.06 / M.142

Sechster Tag. – Wenn meine Theorie richtig ist, so begreife ich unschwer, warum meine vorhergehenden Experimente fehlschlügen. Mich hatte eben der Frost übermannt. Aber was für eine Idee war es auch, mir einen Bau höher oben zu graben als alle Murmeltiere und dazu noch auf der Schattenseite des Tales! Ich errate jetzt, warum ich als letzter erwachte. In einer kälteren Gegend taut man natürlicherweise auch später auf. Wenn ich nicht auch früher einschliefe, so ist dies nur meiner gewaltigen Willensanstrengung zuzuschreiben. Was ich litt, ist mir nun kein Geheimnis mehr.

Diesmal will ich vernünftigeren Maßnahmen treffen. Ich werde damit beginnen, mir einen sehr warmen Bau zu graben auf der anderen Talseite, am sonnigsten Ort, und so tief unten als möglich. Ich will von morgen an kundschaften, um einen geeigneten Platz zu finden. Bleibt es mir nicht erspart, ebenfalls einzuschlafen, so könnte ich das jedenfalls bis zu einem späteren Zeitpunkt hinauszögern. Jedenfalls würde ich Zeit finden, wenigstens eine Reise zu unternehmen, um die ersten in ihren Behausungen eingeschlafenen Murmeltiere betrachten zu können.

M.02.06.03.04 / M.143

Vierter Tag des Vollmonds. – Ich verbrachte drei Tage auf Reisen. Ich stieg sehr tief hinunter, viel tiefer als die Alpweiden, auf denen gegenwärtig die Menschen mit ihren Herden weilen.

Endlich fand ich einen Ort nach meinem Wunsch auf der andern Seite des Wildbaches. Es ist ein schroffer Hang, durchsetzt von großen weißen Felswänden und bedeckt mit dichtestem Gestrüpp und Baumbestand. Es ist sehr heiß unter diesen Felsen, auf denen unterbrechungslos die Sonne brennt. Man könnte sich dort einen Bau inmitten der angehäuften Trümmer graben.

Trotz der Nähe des Menschen hoffe ich dort in Sicherheit zu sein. Ich sah seine Spuren nirgends. Dieser Wald allein scheint von diesem großen Zerstörer der Wälder respektiert zu werden. Der Zugang ist ohne Zweifel zu schwierig. Die Bäume stürzen infolge hohen Alters um, und die auf dem Boden angesammelten Überreste faulen seit Jahrhunderten.

Ich werde immerhin warten, bis die Menschen taltiefer gezogen sind.

M.02.06.03.05 / M.144

Fünfter Tag. – Es wundert mich nun nicht mehr, daß ich das letztmal unterlag. Ich friere hier oben schon, trotzdem noch keine einzige Schneeflocke gefallen ist.

M.02.06.03.06 / M.145

Sechster Tag. – Die Menschen wollen nicht abziehen. Ich kann nicht länger warten.

M.02.06.03.07 / M.146

Siebenter Tag. – Die Menschen sind immer noch da. Was kümmert's mich? Ich gehe heute. Ich wende mich an die Götter, die man gerecht nennt. Ihnen überlasse ich die Sorge, mich zu beschützen.

Ich kann tatsächlich nicht mehr länger warten. Ich habe viel zu tun dort unten, um bereit zu sein.

Meine Tafeln befinden sich wohl verwahrt in ihrer Kammer. Ich will meinen Bau vermauern, wie wir es gewöhnlich tun, damit man ihn für bewohnt hält.

M.02.07.01.01 / M.147

Trauermond, Erster Tag des Neumonds. – Alles ist gut abgelaufen. Kein Zwischenfall störte meine Reise. Kaum angelangt, machte ich mich an die Arbeit. Ich brauchte acht Tage, um diesen Bau zu vollenden. Es gibt keinen größeren, bequemeren, tiefern und sichereren im ganzen Tal. Der Eingang dazu befindet sich gleich unterhalb der Felsen; er ist durch ein Taxusbusch verdeckt. Das Regenwasser kann ihn nicht erreichen, weil der Fels überhängt. Ich benützte dies, um meinen Bau sofort eine starke Neigung zu geben. Er führt sechs Murmeltierlängen tief. Dann zwängt er sich zwischen zwei Blöcken durch, die ihn genug verengen, um den Durchgang auch einem Hunde der allerkleinsten Rasse unmöglich zu machen. Hierauf setzt sich der Gang horizontal noch fünf Murmeltierlängen fort, um in ein sehr geräumiges Gemach zu münden. Diesen Raum mußte ich nicht einmal selbst graben; es war eine natürliche Höhlung. Ich begnügte mich damit, dort reichlich Erde aufzuhäufen, um die Unebenheiten des Bodens auszugleichen. Ein Sicherheitsstollen führt mitten durch ein Labyrinth von Wurzeln und Blöcken. Ich hatte viel Mühe, ihn zu graben; immer wieder gab es ein neues Hindernis. Seine Linie ist durch mehrere scharfe Ecke gebrochen. Auch er mündet schließlich am Fuß der Felsen wie der erste, aber auf der andern Seite eines großen Steinblocks. Man kann von einer Öffnung zur andern kaum anders als auf unterirdischem Wege gelangen. Ich mauerte den Sicherheitsstollen zu wegen des Luftzuges; bei der geringsten Gefahr jedoch kann ich ihn in wenigen Augenblicken öffnen.

Ein solcher Bau ist eine Festung.

Ich fand beim Graben einige Schieferplatten.

M.02.07.01.02 / M.148

Zweiter Tag. – Heute begann ich mit meiner Heuernte. Ich riß Gras und Moos aus und breitete es unter den Felsen in der Sonne aus.

Das Wasser, das längs dieser Felsen heruntersickert, einige Schritte von meinem Bau, ist viel schlechter als die Schwarzmoosquelle. Groß ist auch der Unterschied zwischen den Gräsern dieser Gegend und meinen Goldkleeblüten.

M.02.07.01.03 / M.149

Dritter Tag. – Der Saal, den ich mit Heu ausstopfe, könnte zehn Murmeltiere fassen. Wenn ich ihn hätte graben müssen, hätte ich ihn dann kleiner gemacht?... Es ist nicht sicher, daß ich die Lange Nacht allein verbringen werde. Wenn ich ein erstarrtes Murmeltier zwischen meine Pfoten nehmen kann, könnte ich es dann nicht auch bis hierher tragen? Oder gar zwei?

M.02.07.01.05 / M.150

Fünfter Tag. – Bald bin ich mit der Arbeit zu Ende, und das ist gut, denn ich habe einen blutigen Gaumen. – Es ist eine unangenehme Art des Tragens, die wir unter uns Murmeltieren von Generation zu Generation lehren. Wir stopfen den Mund voll Heu, um ihn in unserem Bau wieder zu entleeren... Das geht noch zur Not mit dem Heu dort oben, aber dieses hier ist zu grob.

M.02.07.01.06 / M.151

Sechster Tag. – Die Menschen sind weg! Ich höre nichts mehr als das Rauschen des Wildbachs.

Ich habe nicht nur den Schlafraum, sondern auch die Stollen mit Heu ausgefüttert. Ich will warm, sehr warm haben. Darum habe ich Türen aus Schiefeln gemacht. Ich glaube gerüstet zu sein.

M.02.07.01.07 / M.152

Siebenter Tag. – Ich habe eine herrliche, eine heroische Idee! Ich werde Stechpalmenblätter unter das Heu meines Schlafraumes mischen. Sie werden mich zur Wachsamkeit aufstacheln.

M.02.07.02.02 / M.153

Zweiter Tag des ersten Viertels. – Ich brauchte zwei Tage angestrengten Nachforschens, um eine Stechpalme zu finden. Ich brachte zwei mit Blättern bestandene Zweige zurück.

M.02.07.02.03 / M.154

Dritter Tag. – Diesen Tag brachte ich damit zu, die Stechpalmenblätter geschickt zu verteilen. Ich kann in meinem Schlafraum aufrecht stehen, ohne meine Füße zu verletzen; aber ich kann nicht umfallen, ohne daß das ganze Gewicht meines Körpers auf die spitzzackigen, stechenden Blätter zu liegen kommt. Wenn ich mich vom Schlafe der Erstarrung bedroht

fühle, werde ich ihn in meinem Schlafraum erwarten. Bis dahin wird mir ein ganz kleines Gemach im Stollen, das ich mir heute grub, genügen.

Diesmal bin ich bereit.

M.02.07.02.04 / M.155

Vierter Tag. – Diesen armen Schneehasen kann ich nicht aus dem Gedächtnis tilgen. Und trotzdem ist es gut, daß er tot ist. Ich hätte nicht gewußt, wie ihm die Bitte abschlagen, mit ihm sein Lager zu teilen. Es wäre kalt bei ihm gewesen. Meine gegenwärtigen Maßnahmen sind wohl überdacht. Jedes andere System würde versagen. Bedeutet dies übrigens nichts, den Ruhm der Entdeckung nicht teilen zu müssen und sein Unterfangen ganz aus eigenen Kräften zum guten Ende zu führen? Warum kann der Hase nicht am Tage nach der Langen Nacht auferstehen? Was für eine Freude würde es mir machen, ihm diesen Bau zu beschreiben, mein mit Steckpalmenblättern vermisches Heu, meine Reise, die ich unternehmen will, und das, was ich dort oben im Lande der Schlafenden finden werde! Welches Vergnügen würde es mir bereiten, ihm meinerseits vom Winter zu erzählen als der Philosoph, der nicht geschlafen hat.

M.02.07.02.05 / M.156

Fünfter Tag. – Letztes Jahr zu dieser Jahreszeit sah ich die Sonne nicht mehr. Von hier aus sehe ich sie noch mehrere Stunden im Tage.

M.02.07.02.06 / M.157

Sechster Tag. – Das Wetter ist schön. Die Lange Nacht läßt auf sich warten.

Es gab Lärm im Tale oben. Die Hunde bellten, und der Donner der Jäger grollte über die Berge.

O Unheil! Jetzt ist nicht der Augenblick, die Berge zu entvölkern.

M.02.07.02.07 / M.158

Siebenter Tag. – Die Temperatur sank plötzlich. Ich führte einen Erkundungstreifzug aus, um zu erfahren, was vorgeht. Die Murmeltiere verstecken sich. Ich nehme an, daß die meisten gerade dabei sind, ihren Bau zu vermauern.

M.02.07.03.01 / M.159

Erster Tag des Vollmonds. – Ein sichtlicher Wetterumschlag. Reichlicher Schneefall. Gestern abend waren die Gipfel noch ohne Schnee. Heute morgen lag er sogar in der nächsten Nähe meines Baues schon gut zweimal so hoch wie ich. Ich fühle mich jedoch nicht schläfrig. Es fährt fort zu schneien.

M.02.07.03.02 / M.160

Zweiter Tag. – Es schneit immer zu.

M.02.07.03.03 / M.161

Dritter Tag. – Immer noch Schnee. Die Ungeduld zehrt an mir. Ich habe glücklicherweise kein Schlafbedürfnis.

M.02.07.03.04a / M.162

Vierter Tag. – Ich war durch den Schnee während dreier Tage und dreier Nächte in meinem Bau festgehalten. Der Wind jagte die Flocken in tollen Wirbeln daher! Legionen von Murmeltieren könnte er begraben. Heute zeigt sich der Himmel in großen blauen Fetzen zwischen grauen Wolken. Wenn man kein Mißgeschick verfolgt, so muß sich in dieser Nacht alles entscheiden. Die Wolken werden sich bei sinkender Sonne zerstreuen. Die Oberfläche des Schnees wird hart werden. Ich will meine Wanderung sofort beim Aufgehen des Mondes antreten.

Es ist offensichtlich, daß bereits alles in den Bergen schläft. Ich allein schlafe nicht. Ich spüre wohl das bekannte Sausen in den Ohren und die kalten Schauer über den Rücken. Die Hinterbeine beginnen schwer zu werden; aber ich brauche noch nicht gegen den Schlaf anzukämpfen. Alles ist klar in meinem Hirn, und ich kitzle mit der rechten Pfote munter und vergnügt drauflos.

Mit diesem Schnee hatte ich nicht gerechnet. Was schadet's? Es gibt mindestens zwei Baue, deren Lage ich genau kenne, um sie ohne vieles Herumsuchen zu finden. Der erste befindet sich unter einer Granitpyramide, die noch nie vom Schnee zugedeckt wurde. Ich kann in einer Stunde dort sein, wenn der Schnee trägt. Einmal am Ort, muß ich einen Stollen graben.

Nichts wird lustiger sein, als auf der Rückkehr solch eine steifgefrorenes Murmeltier über den Abhang hinunterrutschen zu lassen. Es wird von allein herunterrollen, und ich werde nur verhindern müssen, daß es zu schnell rutscht. Wer weiß, wenn der Schnee mir hilft, so kann ich eine ganze Familie studienhalber entführen. Ich sehe sie schon purzeln.

M.02.07.03.04b / M.163

Am selben Abend. – Heute, am vierten Tag des Vollmonds, will ich aufbrechen, um den im Schnee des Hochgebirgs begrabenen, erstarrten Murmeltieren einen Besuch abzustatten.

Ich warte auf das erste Mondlicht, um mich auf die Wanderung zu begeben. Es wird nicht lange auf sich warten lassen. Es beleuchtet schon die Gipfel.

Der Himmel ist wundervoll, gänzlich ohne Wolken. Die Luft ist ruhig, und der Schnee trägt; aber es ist nicht sehr kalt. Ich fühle mich in bester Laune, voll Eifer und Hoffnung. Ich habe Mühe, zu begreifen, wie man in einer solchen Nacht schlafen kann.

Die Stunde ist feierlich. Die Götter mögen mir helfen!

E. Rambert: La marmotte au collier (1889)

übers. A. Graber: Das Murmeltier mit dem Halsband (1929)

**The Marmot with the Collar
A Trilingual Edition**

Part 02 (Deutsch)

**Richard L. Hewitt
Kamuzu Academy, Malawi**

2020 – 2022

**<http://eugene-rambert.snakeshead.org>
<http://philosophical-marmot.snakeshead.org>**
